BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS





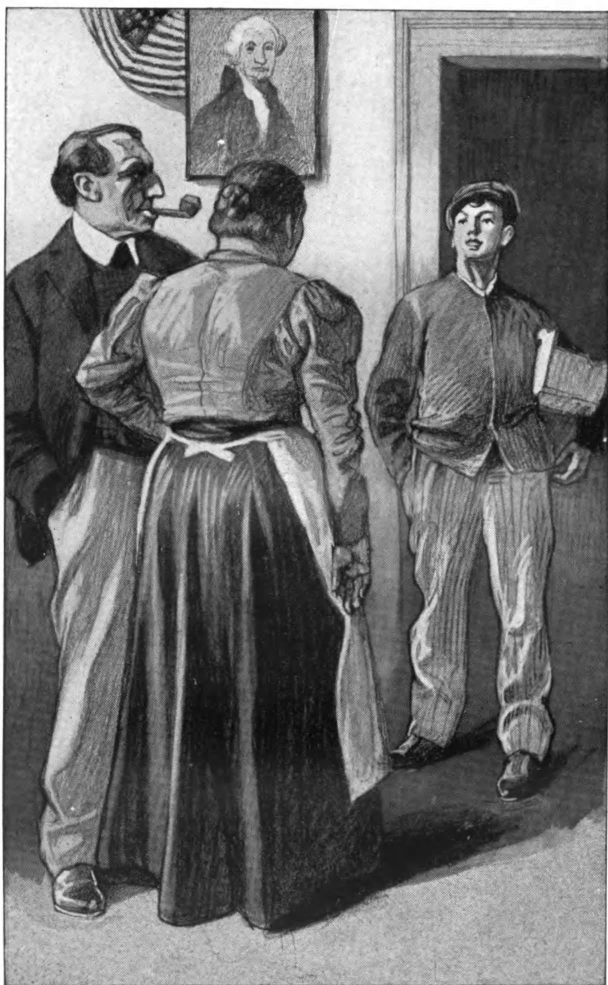






Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Mistreß Elsie Hitchcok“ von Gustav Valenti.
(S. 88)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Vierter Band

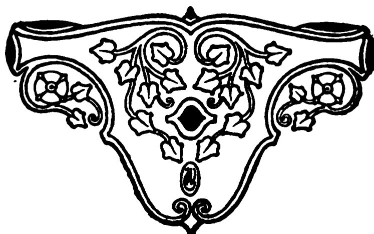


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Ich darf hoffen, liebe Schwägerin," fuhr Herr Sebaldus fort, „daß du deine innersten Gefühle sowohl Harda als dem Grafen Brankowan gegenüber bezwingen und dich daran erinnern wirst, daß wir, Lilla, Rosa und ich, bei deiner zweiten Wahl uns eines friedsamen Entgegenkommens stets befleißigt haben."

Dieser ihr überaus peinliche Hinweis legte eine starke Röte auf ihre Wangen, als sie leise sagte: „Das Glück, das mir beschieden war in Leopolds Besitz, das ist es, was ich meiner Tochter wünsche. Sie konnte es finden an Hartlebens Seite."

Damit verließ sie das Haus.

Der kalte Nordost pfiff ihr um die heißen Wangen, als sie langsam zur nächsten Haltestelle ging. Noch bedrängten sie aufsteigende Tränen, die sich kaum zurückhalten ließen trotz des Taschentuches, das sie zum Schutz jeweilig gegen die Lider drückte.

Ein besonders kräftiger Windstoß riß es ihr aus der Hand und wirbelte es vor ihr her gegen einen Laternenpfahl. Ehe sie sich danach bücken konnte, wurde es ihr schon überreicht.

„Sie gestatten, gnädige Frau —"

Sie sah auf beim Klange dieser wohlbekannten Stimme. „Herr Hauptmann —“ sagte sie, bis ins Herz erschrocken durch dieses Zusammentreffen.

„Ich freue mich, die Gelegenheit benützen zu dürfen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, gnädige Frau.“

Sie konnte es nicht hindern, daß ihre Wimpern sich von neuem feuchteten, als sie ihm in die freundlich fragenden Augen sah.

„Was ist denn?“ sagte er teilnehmend. „Doch kein Kummer?“

Das Wort stockte ihr auf der Zunge, aber da er es doch erfahren mußte, erfuhr er es am besten von ihr, die ihn so hochschätzte. „Harda hat sich — verlobt,“ sagte sie zögernd.

Der Wechsel im Ausdruck seiner Züge war so erschütternd, daß sie ihren Entschluß aufs tiefste bereute.

„Mit wem?“ fragte er endlich.

„Mit einem Grafen Brankowan,“ sagte sie leise und verschüchtert. „Morgen erwarte ich sie zurück.“

„Brankowan —“

„Sie kennen ihn?“ Die Frage kam ihrem bedrängten Mutterherzen unwillkürlich auf die Zunge.

„Ja und — nein!“ Er nahm die Hand, die sie ihm gleichsam abbittend entgegenstreckte, und drückte sie herzlich. „Ich weiß ja,“ sagte er, „ich weiß —“

Sie sah ihm nach, wie er rasch durch Wind und Wetter dahinschritt frei aufgerichteten Hauptes, bis der Straßenbahnwagen herangerasselt kam und sie aufnahm. —

Und dann kam die Stunde, da vor dem Hause die Gepäckdroschke hielt, und Harda leichten Schrittes die Stufen hinaufeilte.

Liska, vor Spannung und Erwartung völlig aus

dem Häuschen, hatte einen Teil ihres spärlichen Taschengeldes zu einem „Brautstrauß“ verwendet, wie sie das schmale Gebinde duftloser Rosen und Maiglöckchenstengel nannte. Mit diesem Bukett bewaffnet stand sie am Treppenabsatz, die leuchtenden Augen auf die Nahende gerichtet.

„Gratuliere, Harda! Gratuliere!“

Ganz erfüllt von der Aussicht, Brankowan in kurzer Zeit seine offizielle Werbung in diesen Räumen vortragen zu sehen, drückte Harda flüchtig einen Kuß auf Liskas Wange, und das bescheidene Sträußchen gänzlich übersehend in ihrer gehobenen Stimmung, eilte sie zur Rätin, die sie mit offenen Armen und zitternden Lippen empfing.

„So kommst du also zurück, Kind! Alles hätte ich eher geglaubt. Nur eines sage mir —“

„Yello kommt in einer Stunde nach. Ich möchte mich gern schnell umkleiden,“ sagte Harda, ihre Mutter umarmend. „Wir können uns ja auch in meinem Zimmer aussprechen.“

„Mein teures Kind,“ sagte die Rätin, sie an der Hand festhaltend, „wir müssen doch zunächst erst feststellen —“

„Liska,“ rief Harda, vor Ungeduld errötend, „sieh doch, ob die Koffer in mein Schlafzimmer gebracht sind. — Es ist so wenig Zeit, Mama.“

„Dieser Mann,“ sagte Frau Müllbrich, während Harda sorgfältig Toilette zu machen begann, „dieser mir ganz fremde Mann nimmt dich aus meinen Händen, aus meinem Schutz. Da ich ihn nur einmal flüchtig gesehen habe, wird es mir schwer, dir Vorstellungen zu machen.“

„Liebe Mama,“ lächelte Harda, ihr prachtvolles Haar zum Nackenknoten schlingend, „das würde auch

wenig nützen. Die Sache zwischen ihm und mir ist beschlossen. Wir lieben uns und hoffen, bald ein glückliches Paar zu sein. Willst du die Güte haben und mir die Schleife binden?"

„Was ist er denn — dieser Graf Brankowan?" fragte die Rätin, die weiße Seide hastig schürzend.

„Er lebt von seinen Einkünften, wie Onkel Sebaldus."

„Wie hoch belaufen sich diese Einkünfte?" fragte die Rätin schüchtern. „Weißt du das?"

„Wenn du Lust hast, ihn danach zu fragen," scherzte Harda, ihr weißes Tuchkleid schließend, „so kannst du es ja tun. Für Damen ist es eine peinliche Sache, meine ich."

„Aber nicht für eine Mutter," sagte die Rätin, im stillen von der Tatsächlichkeit dieser Pein überzeugt. Sie stockte einen Moment ganz in dem Fremdgefühl, das sie trotz aller Liebe dieser Tochter gegenüber empfand. Endlich fragte sie halb verlegen: „Liebst du ihn wirklich?"

Aus Hardas dunklen Augen zuckte ein zorniger Strahl. „Zweifelst du daran?"

„Weil —" die Rätin schluckte hastig hinunter, was sie hatte sagen wollen, „weil man sich in deinen Jahren doch so leicht über sich selbst täuschen kann."

„Das habe ich auch getan, wenn du darauf anspielen solltest."

Der Rätin brannte noch eine Frage auf dem Herzen — so sehr, daß sie mit plötzlichem Impulse beide Hände ihrer Tochter ergriff und mit innigem Druck festhielt. „Sage mir, die dich am besten kennt und die zärtlichste Sorge um dich trägt, würdest du so schnell seine Braut geworden sein, wenn er kein Graf wäre, sondern ein schlichter bürgerlicher Mann?"

Wieder zuckte ein Zornesstrahl aus Hardas Augen. „Du hast eine wunderbare Art, dein Interesse an meinem Glück zu bekunden, Mama, indem du mir Fragen vorlegst, an die ich noch mit keinem Gedanken gedacht habe. Er ist eben Graf, und ich bin stolz darauf, daß er sich trotz dieses Ranges so unwiderstehlich mir zugewendet hat. Bei dieser Werbung fiel der Verdacht der Spekulation auf mein Vermögen fort, denn er hätte genug andere reiche Mädchen haben können, die ihm nachschwärmten, wie ich selbst gesehen habe. Daß ich einen so hochgeborenen Mann, einen gesellschaftlich so ausgezeichneten und verwöhnten Mann lieber nehme als irgend einen Schulze oder Müller, ist zu selbstverständlich, um darüber zu streiten. Und selbst wenn er nichts hätte, so würde ich mit meinem Erbe an seiner Seite glücklicher sein als an der Seite eines simpeln Alltagsmenschen, denn er ist großzügig und hellsehend, vornehm vom Kopf bis zum Fuß, ein Mann der großen Welt, auf den ich stolz sein kann."

Schon lange waren die Finger der Rätin von Hardas Händen herabgeglitten. Alles, was sich noch auf ihre Zunge drängen wollte, sank tief in ihr Herz zurück. Da lag es still und eingesargt.

Inzwischen hatte Liska, ihren verschmähten Strauß vor Hardas Teller aufstellend, in Küche und Eßstube die Zügel der Regierung ergriffen, als das Mädchen mit der Meldung hereinstürzte, die Portierfrau sei drunten von einem vornehm aussehenden Herrn nach Fräulein Kniebel gefragt worden.

Ohne den Satz zu Ende zu hören, eilte Harda zum Treppenflur und, sich über das Geländer beugend, rief sie scherzend seinen Namen von oben herab.

Brankowan, der daheim sein Äußeres auf das vorteilhafteste aufgefrischt hatte, beschleunigte den Auf-

stieg genügendermaßen, um die ihm Entgegeneilende in seinen Armen aufzufangen. „Hoffentlich habe ich nicht auf mich warten lassen?“

„Immer!“ sagte sie, und das wallende Gefühl der Leidenschaft durchzitterte sie wieder an seiner Brust.

Durch die offengebliebene Korridortür schritten beide Arm in Arm ins Wohnzimmer der Rätin.

Die Person der vermögenslosen Mutter hatte in den Braut- und Ehestandsangelegenheiten des Grafen eine so nichtige Rolle gespielt, unerwähnt, wie sie allezeit geblieben war, und dadurch als einflußlos gekennzeichnet auf seine Wünsche und Hardas Willen, daß, nun er ihr gegenübertrat, sie ihn ebenso fremd als gleichgültig anmutete.

„Meine Mutter — Graf Brankowan!“ stellte Harda vor.

Es war nur logisch gedacht und gehandelt von den Kniebels, daß der Name Müllbrich auch nicht ein einziges Mal über ihre Lippen gekommen war. Auch jetzt blieb er wieder unerwähnt.

„Ich komme mit festem Vertrauen, aber auch mit vorwurfsschwerem Herzen,“ sagte Brankowan mit verbindlichster Liebenswürdigkeit, „Ihnen das abzuverlangen, gnädigste Frau, was für Sie selbst der größte Schatz und die größte Freude ist. Was ich anführen kann, Sie meinem innigsten Verlangen geneigt zu machen, ist die Liebe, die ich für Harda empfinde, die große, tiefempfundene Sehnsucht, sie die Meine nennen zu dürfen.“

Die Rätin, befangen zunächst durch seine Erscheinung sowohl als die tadellose Haltung, in welcher er diese Werbung zu Gehör brachte, vermochte der Bedeutung dieses Augenblicks entsprechende Worte nicht gleich zu finden. Sie konnte es vor sich selbst nicht ableugnen,

daß die Persönlichkeit des sich antragenden Schwiegersohnes überraschend und imponierend war. Aber ebensowenig konnte sie es vor sich selbst verbergen, daß diese Persönlichkeit keinen Anhauch jener herzerwärmenden Sympathie in ihr auslöste, wie Hartlebens schlichtes Selbstbewußtsein es vom ersten Augenblick an vermochte.

Sie schwieg noch immer, als der Graf ihr bittend die Hand entgegenstreckte. „Wenn Sie das Zutrauen in mich setzen können, gnädigste Frau, Ihre Tochter an meiner Seite glücklich zu sehen —“

„Mein Schwager, Herr Sebaldus Kniebel,“ sagte sie, ihre Rechte langsam in die seine legend, „wird an meiner Stelle —“

„Ich rechne darauf, ihm morgen vormittag meine Aufwartung machen zu dürfen, und nehme Hardas Liebe zum Pfande, daß auch er mich als Familienglied willkommen heißen wird. Was ich,“ fuhr er gedämpft fort, „Herrn Kniebel zu sagen habe, hat mit der Bitte an die Mutter meiner geliebten Harda wenig oder nichts gemein.“

Er war des sicheren Glaubens gewesen, daß, wie Fräulein Lilla, auch die vermögenslose Mutter, und diese erst recht, von seiner Werbung geblendet und geschmeichelt sein würde. Zu seiner unliebsamen Überraschung las er in den Zügen dieser geringgeschätzten Frau nichts von Frohlocken, nichts von Entzücken.

„Diese Bitte,“ sagte er mit sanfter Eindringlichkeit, „richtet sich nur an das Mutterherz, mir Vertrauen zu schenken und mir Hoffnung zu geben, mich um Hardas willen in diesem traulichen Heim gern empfangen zu sehen. Es wird mein ernstestes Bestreben sein, Ihr mütterliches Vertrauen in allen Dingen zu rechtfertigen und in dauerndem Eifer zu verdienen.“

Die Rätin hatte sich den Moment der Übergabe ihres Kindes an ein liebendes Männerherz so ganz anders gedacht, und das Bild Hartlebens, wie er vor kurzem an dieser Stelle gestanden und heute seinen Schmerz stumm niedergekämpft, drängte sich ihr so lebhaft vor Augen, daß sie kaum Fassung genug gewann, das, was von ihr gefordert ward, unerschüttert auszusprechen.

„Meine Tochter,“ sagte sie mit sichtlichem Erröten, Harda die Hand entgegenstreckend, „hat gewählt. Ich kann, vorbehaltlich der Einwilligung meines Schwagers, Hardas Vormund, nur wünschen, daß diese Wahl sowohl das Glück meiner Tochter als auch Ihr eigenes bedeutet, Herr Graf.“

„Sie werden es meinem innersten Gefühl verzeihen,“ erwiderte Brankowan liebenswürdig lächelnd, „daß ich mich, unbeschadet der Autorität des Herrn Kniebel, zuerst an die Mutter wandte als an die Frau, die das Beste getan hat, meine geliebte Braut für mich heranzubilden, von der ich ja auch das größte Opfer verlange, mir die Freude ihres Hauses und Herzens fortan zu schenken. Gestatten Sie, gnädigste Frau, daß ich in lebhaft empfundener Würdigung dieses Opfers Sie herzlich bitte, ein wenig von Ihrer Liebe zu Harda auch auf meine Person zu übertragen.“

„Die große Überraschung —“ begann die Rätin, mehr zu ihrer Tochter gewandt als zu ihm.

Er nickte lächelnd. „Es kam für uns selbst überraschend schnell. Wir müssen uns beide noch immer an die schöne Gewißheit gewöhnen, einander fürs Leben anzugehören.“

Bis dahin hatte er über die Hand der Rätin geneigt gestanden, jetzt, nun er diese freigab, um Harda an sich zu ziehen, richtete er sich auf. Im nämlichen

Moment fiel sein Blick auf die lebensgroße Photographie Müllbrichs, die von ihrem Platze über dem Sofa aus das ganze Zimmer zu beherrschen schien und trotz des gedämpften Lampenlichtes in sprechender Klarheit aus der Umrahmung heraustrat. Die natürliche Blässe seiner Züge verschärfte sich. Eine Anwandlung des kaum überstandenen Nervenchoks überschlich ihn, jagte ihm Angst vor einem Rückfall durch die Schläfen. Aber allezeit Meister über sich selbst legte er, wie um deutlicher zu sehen, die Hand schützend vor die Augen. „Wer —“

„Mein verstorbener Mann,“ erklärte die Rätin.

Brankowan ließ die Hand sinken. Im Arm spürte er eine bleierne Schwere.

„Er verunglückte auf der Jagd.“

Harda, durch die verlegene Gezwungenheit ihrer Mutter den herzlichen Worten des Grafen gegenüber unruhig und mißgestimmt, wandte sich mit merklicher Betonung ihrer Unzufriedenheit an ihre Mutter. „Wo steckt denn eigentlich Liska? Immer, wenn man sie haben will, ist sie nicht da.“

„Ich werde sie rufen.“ Die Rätin ging zur Speisezimmertür und rief hindurch: „Liska — komm!“

In ihrer roten Sonntagsbluse und dem schwarz und weiß gewürfelten Rock sehr bescheiden gegen die weiße Tuchtoilette ihrer Schwester abstechend, trat Liska ins Zimmer, verschämter Neugier voll und wegen des wechselnden Aufenthalts in der Küche von Bratenduft merklich angehaucht. Mit zögernden Schritten ging sie auf die Rätin zu, deren Blick in Liebe aufleuchtete.

„Meine jüngste Tochter,“ sagte sie, ihr die zerflatterten Stirnlocken zurückstreichend, „Liska Müllbrich!“

„Warum kommst du nicht herein und sagst deinem Schwager guten Tag?“ Hardas Stimme klang gereizt. Sie merkte, daß Brankowan sich hier nicht wohl befand,

sich nicht frei in diesem Kreise fühlte. Das erfüllte sie mit Scham und Groll.

Der Graf war längst wieder Herr der Situation, als er seine Hand ausstreckte. „Auf gute Schwägerschaft! Nicht wahr?“

Es war nicht zu leugnen, daß Liskas Rechte, von der Küchentätigkeit gerötet, sehr bedeutend gegen die vornehme Weiße seiner wohlgepflegten Hand abstach — eine Tatsache, welche Hardas Mißstimmung nur noch erhöhte. Sie schämte sich geradezu ihrer Schwester, um so mehr, als deren rote Bluse gerade vorn die feuchte Färbung eines soeben und mit Gründlichkeit ausgewaschenen Fleckens aufwies.

„Das Essen ist aufgetragen,“ flüsterte Liska ihrer Mutter zu. „Wenn du so gut sein willst — es ist alles fertig.“

Ihre sonst so lachenden Augen überflogen das Antlitz des neuen Schwagers nochmals mit scheuer Hast, bevor sie an Frau Müllbrichs Seite dem voranschreitenden Paar folgte.

Die einfache Ausstattung des Speisezimmers und die Gegenwart des aufwartenden Hausmädchens mit von Ofenhitze und Spannung hochroten Wangen, der bürgerliche Kalbsbraten und das gleich dazu gereichte Schotengemüse, der zuckerglänzende Grießpudding mit Himbeersoße, in welchem Liska das Ideal ihrer gastronomischen Träume fand, der schon stark verwelkende Brautstrauß als Tafelschmuck — alles das beeinträchtigte Hardas Stimmung allmählich bis zu gänzlichem Verstummen. Sie konnte das einmal lebendig gewordene Gefühl der Scham nicht mehr loswerden, zumal das Mädchen in gutwilliger Hast mehr als notwendig mit dem Geschirr herumklapperte und einige Messer unsanft auf den Fußboden beförderte, Brankowan gerade vor die Füße.

Liska, jedes Winkes gewärtig, brachte keinen ihrer lustigen Einfälle zum Vorschein. Ganz verschüchtert saß sie vor ihrem Teller und horchte auf die Unterhaltung, welche der Graf mit anerkennenswerter Gewandtheit in stetigem Fluß hielt.

Die Rätin, ihren Hausfrauenpflichten nachkommend, verbarg ihr schweres Herz nach Kräften, aber das konnte sie nicht hindern, daß über diese Tafelrunde etwas wie mit dunklen Flügeln hinstrich, drückende Schwüle sich darüber hinbreitete.

Endlich kam der Moment des Aufstehens und mit ihm ein Gefühl der Erleichterung für alle.

Finsteren Blickes, von dem Wunsche beseelt, das unerquickliche Beisammensein auszugleichen, ging Harda an Mutter und Schwester vorüber ins Wohnzimmer zurück. „Komm!“ sagte sie, Brankowans Arm nehmend. „Jetzt führe ich dich in mein Reich.“

Durch das geräumige Gemach schritten sie Arm in Arm lautlos über den weichen Teppich.

„Ich habe das Gefühl,“ sagte er, gegen seinen Willen gezwungen, durch die offengebliebene Tür das Sofabild mit seinen Blicken zu streifen, „als seien männliche Gäste in diesen Räumen ein Ausnahmefall.“

„Sehr richtig!“ lächelte Harda, froh, ihn und sich selbst aus der lähmenden Tischrunde in diese Einsamkeit gerettet zu haben. „Außer meinem Onkel ist in letzter Zeit nur noch ein männliches Wesen hier aufgetaucht, ein Herr v. Warnulf. — Was ist —?“

„Ich glaubte auf etwas zu treten.“ Brankowan bückte sich und strich suchend mit der Hand über den Teppich. „Aber es ist nichts.“ Er richtete sich auf und legte ihren Arm von neuem in den seinen. „Wohnt er hier in Berlin, dieser Herr v. Warnulf?“ fragte er, ihre Fingerspitzen tändelnd küssend.

„Nein. Irgendwo da in der Nähe des Städtchens, wo mein Stiefvater Amtsgerichtsrat war.“

„Nun will ich dir eine Schwäche von mir verraten,“ sagte er, die dunkle Haarwelle auf seiner Stirn, die beim Bücken herabgeglitten, zurückstreichend, „aber lache mich nicht aus, wenn du sie auch drollig und abergläubisch findest.“

„Gewiß nicht.“ Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Wenn alle Menschen Schwächen haben, warum du nicht diese eine?“

Es war ihm unmöglich, die festere Spannung um ihr Handgelenk, zu der ihn ein Nervenzucken nötigte, zu vermeiden. „Ich kann nicht von Toten und vom Tode sprechen hören ohne widerstrebendes Empfinden. So ungefähr,“ fügte er scherzend hinzu, „wie andere keine Mäuse und Spinnen vertragen können. Und dann,“ seine Stimme nahm die verführerische Weiche an, welche Hardas Leidenschaft stets von neuem entfesselte, „ist es ja an sich auch viel schöner, vom Leben und den Lebenden zu sprechen, von all dem Glück, das im Leben verborgen liegt, und von all dem Glück, das die Lebenden einander geben können. Wir beide zum Beispiel — du mir, ich dir.“

Sie fühlte seinen Arm sich um ihre Schulter schlingen, und ihre Lippen suchten die seinen. „Ich werde es nicht vergessen.“ ...

Die Rätin saß in ihrer Efeulaube, die Stirn in die Hand drückend, abgespannt und tagesmüde, als Liska leise herangeschlichen kam und ihren Blondkopf gegen die Wange der Mutter drückte.

„Mutterchen, findest du diesen Grafen auch so schrecklich entzückend wie Harda?“

Die Rätin fuhr auf und drückte ihre Finger gegen Liskas Mund. „Laß Harda diese Frage nicht hören.“

„Ach, natürlich nicht! Aber —“

„Kein Aber,“ sagte die Rätin sich erhebend und nach dem Sofatisch schreitend.

„Mutterchen, wenn Harda Hochzeit feiert, kann ich wohl noch nicht Brautjungfer sein?“

„Nein, mein Kind,“ sagte die Rätin, ihr die Wange streichelnd, „das kannst du vor deiner Konfirmation nicht sein.“

Es war ihr so beängstigt zumute in der Voraussicht kommender Tage, so tieftraurig in dem Bewußtsein der unaufhaltsam zunehmenden Entfremdung zwischen Mutter und Tochter, Schwester und Schwester, daß sie wie hilfesuchend Liskas Haupt an ihre Brust drückte.

„Laß nur,“ flüsterte Liska, ihre Hand immer von neuem küssend, „laß nur, Mutterchen — das renkt sich alles ein. Wir müssen und müssen nun mal durch mit dem Grafen. Kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz.“

„Närrchen!“ sagte die Rätin flüchtig lächelnd. „Geh, sorge dafür, daß Bier hereinkommt!“ ...

„Weißt du, mein Schatz,“ sagte Brankowan, dem Wohnzimmer wieder zuschreitend, „ich glaube, ich ziehe mich jetzt zurück. Die Deinen sind gewiß an die Zehnuhrstunde gewöhnt. Wenn ich zu der Zeit nicht störe, möchte ich von nun an dich vormittags aufsuchen. Auch möchte ich diese letzten Wochen Fühlung mit meinen alten Bekannten behalten — und ein Stoß Einladungen liegt bei mir aufgestapelt.“

Harda biß sich auf die Lippen. Natürlich, wie sollte sich ein Mann wie Brankowan in dieser dürftigen und schlechtlaunigen Häuslichkeit wohl fühlen! Drängte es doch sie selbst mit allen Fibern aus solcher Nußschalenexistenz hinaus in die weite und weitende Ferne. „Wie du willst,“ sagte sie lächelnd, trotz des Verdrusses

im Innersten froh, ähnlicher Abendzusammenkünfte enthoben zu sein.

„Ich darf hoffen, wenn die Verlobungsanzeigen gedruckt sind, einige Besuche mit dir machen zu können?"

Sie dachte an Anne v. Grottfuß und deren Überraschung, an all die staunenden und neugierigen Gesichter, zwischen die sie nun gleichberechtigt und mit stolzerem Namen trat, und errötete vor Befriedigung. „Gern! Sehr gern!"

Er küßte ihre Hand. „Dann will ich mich von deiner Mutter verabschieden." —

Als die Korridortür hinter ihm zufiel, ging Harda ins Wohnzimmer zurück. Ein ausgesprochen Kniebelscher Zug prägte sich um Mund und Nase aus, als sie vor der Rätin am Tisch stehen blieb.

„Ihr habt mir den ersten schönen Abend jämmerlich verdorben," sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme. „Empfindlicher hättet ihr mich nicht kränken können."

„Verzeih," sagte die Rätin nicht ohne Selbstanklage, „aber es lag auf mir wie ein Alp."

„Auf dir vielleicht auch mit deinem ausgewaschenen Fleck?" wandte sie sich schroff an Liska.

„Nun, den Fleck habe ich mir deinethalben gemacht," sagte Liska auffahrend. „Oder vielmehr von der dämlichen Marie angespritzt bekommen. Eigentlich wäre es deine Sache gewesen, in der Küche zu helfen. Dafür muß ich jetzt noch eine Seite Vokabeln lernen."

„Still!" sagte die Rätin, ihre Hand erhebend. „Du solltest zu deiner gutwilligen Schwester nicht so hart sein. Ich will hoffen, daß niemals jemand in diesem Tone zu dir spricht."

Harda preßte die Lippen zusammen. „Ein reizender Verlobungsabend! — Und um es gleich zu sagen, statt

daß ihr Bello ins Haus gezogen habt, habt ihr ihm die Lust benommen, sich des Abends hier wieder einzufinden. Es gehört sein großzügiges Wesen dazu, diesen Empfang zu verwinden, der an Unfreundlichkeit das Äußerste geleistet hat. Seine Besuche, um nicht weiter lästig zu fallen, werden von nun an in den Vormittagsstunden stattfinden."

Sie wandte sich um und ging ohne Gruß aus dem Zimmer.

Da legte die Rätin, ihrer nicht mehr mächtig, die Hand vor die Augen und weinte hilflos, bitterlich.

— — — — — — — — — — — —

Der Wind vereiste den Atem und fuhr wie mit Nadelspitzen in Brankowans Gesicht, als er die Straßen hinunterging, an den Droschkenhalteplätzen vorüber, ohne ein Gelüst zu empfinden, sich der unwirtlichen Nacht durch die Fahrt zu entziehen.

Der stundenlange Zwang hatte eine solche Fülle niedergehaltener Erregung in ihm aufgespeichert, daß sie jetzt wie ein wallender Brand seine Adern durchfloß. Mehr als einmal war das zerschmetternde Zucken in ihm lebendig geworden und mehr als einmal die schreckhafte Angst davor, die Angst vor der Niederlage mit ihrem Ausgang als nervengelähmter Krüppel oder als Gehirnkranker.

Allerdings gab es noch einen Ausweg, der sicher aus allen Bedrohungen hinausführte, so sicher, daß die Hand, die ihn suchte, den Zugang nicht verfehlen konnte. Aber dieser Ausweg schob zugleich das blühende Leben mit seiner überreichen Gabenfülle hinter sich und verrammelte die Pforte zu seinen Genüssen für immer. Die lechzende Lust und die lachende Freude schwanden im Nu dahin. Er aber liebte diese lechzende Lust, die lachende Freude — sie gerade wollte er als

Hardas Gatte sorg- und mühelos genießen. Die Toten und ihre finsteren Geister verabscheute er ja.

Ach, wenn sie alle ruhig hinüberschlummerten, gern oder nicht gern, leicht oder schwer, betrauert oder nicht betrauert, bedeutete ihr Übergang alsdann mehr als fallendes Laub, als schmelzender Schnee?

Aber wenn das Schicksal — Schicksal? Ohne Zweifel, wenn jetzt um die nächste Ecke ein Mensch daherkam, ihm einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, darüber er zu Boden stürzen mußte, um verstümmelt wieder aufzustehen — würde, mußte er nicht —?

Der Diener öffnete dem Grafen die Tür.

„Ich gehe nicht mehr aus," sagte Brankowan hastig und schickte den Mann fort.

Sollte er morgen zu Hardas Vormund gehen oder nicht gehen? Diese Frage war es, die seine Gedanken ätzte. Die Narretei mit den Namen Kniebel-Müllbrich, die zu spät erst aufgeklärt ward, schmetterte ihn fast zu Boden.

Noch war es Zeit, auf neue Fährte zu gehen, aber nicht mehr Zeit, ein so glänzend-bequemes Ziel aus der Hand zu lassen.

Raschen Schrittes trat er zum Wandschrank, wo in silberbeschlagenem Kasten der letzte Helfer ruhte. Er hob ihn heraus und hielt ihn fest in der Hand — totenblaß im Antlitz und mit schweißbedeckter Stirn.

Aber über diesem glänzenden Kugellauf und hinter ihm, vor ihm und neben ihm — allüberall lugte und lockte, lachte und glühte das unerschöpfliche Leben ihn an mit tausendfach gesteigerten Reizen, die sich an ihn drängten, die er von nun an nur zu umfassen brauchte, ein reicher, unabhängiger Mann.

Und die klammernden Finger lösten sich im fiebernden Entscheid. Nein, nicht vermodern — leben!

Dreizehntes Kapitel.

Zu früherer Stunde als sonst erschien Herr Sebaldus Kniebel im Hause seiner Schwägerin.

„Ich komme pflichtschuldig, um dir das Ergebnis meiner soeben stattgehabten Unterredung mit dem Grafen Brankowan mitzuteilen.“

„Es ist sehr freundlich von dir,“ sagte die Rätin, nach einer halbdurchwachten Nacht bleicher als gewöhnlich, „aber ich sehe nicht ein, was diese nachträgliche Mitteilung für Nutzen haben kann. Mein Wunsch und Wille sind übergangen worden. Brankowan und Harda waren vor meinen Augen gestern schon ein verlobtes Paar; er küßte sie in meiner Gegenwart, bevor ich Gelegenheit fand, ihn willkommen zu heißen.“

„Das wird heute abend in unserem Hause geschehen,“ fiel Herr Sebaldus stirnrunzelnd ein. „Ich komme, um dich mit deiner Tochter Liska zu diesem Verlobungsfest beruhigten Herzens einzuladen. Was Brankowan betrifft, haben wir keinen Grund, Hardas Wahl zu tadeln. Er gab mir vollgültige Versicherung, bisher mit seinen Einnahmen bequem und schuldenfrei gelebt zu haben in der kavaliermäßigen Weise, die jedermann bekannt war. Er gestand ferner, aus einer Bemerkung Hardas auf dem Balle beim Kommerzienrat Grottfuß entnommen zu haben, daß sie vermögend sei. Darauf habe er seinem Herzen gestatten dürfen, in Liebe ihr näher zu treten, denn niemals würde er seiner Gattin zugemutet haben, sich um seinetwillen Beschränkung aufzuerlegen, am wenigsten Harda Opfer zumuten, die ihrer Persönlichkeit und Neigung widersprächen. Getrost kann ich ihm die Verwaltung von Hardas Vermögen übertragen.“

Die Rätin hatte schweigend zugehört. „Ich will

mir Mühe geben, Vertrauen zu ihm zu fassen," sagte sie endlich, „und wenn ich es vermag, ihn liebgewinnen — um ihretwillen."

„Und weil wir diese Frage streifen mußten, haben wir den Hochzeitstag — vorbehaltlich wie immer deiner Zustimmung — auf den ersten März festgesetzt. Es war dies notwendig, da Harda sich auf eine längere Orientreise freut."

„Wie? In vier Wochen schon soll ich mein Kind —"

„Glücklich sehen," ergänzte Herr Kniebel mit der bewußten abschneidenden Handbewegung. „Lilla und Rosa sind erbötig, die Wäsche- und Kleiderausstattung dir gänzlich abzunehmen. Und weiter bedarf es nichts vorderhand. Sie hoffen, dir dadurch neuerdings Beweise ihrer Fürsorge zu geben."

Die Rätin, in der Gewißheit, auch von dieser letzten Mutterpflicht ausgeschlossen zu sein, vermochte trotz des Pathos dieser letzten Worte keine Dankessilbe hervorzubringen.

„Um dir alle Last und Mühe abzunehmen, gedenken wir die Hochzeit im ‚Kaiserhof' zu feiern."

„Nein!" rief die Rätin, aufs äußerste erschrocken.

„Was — nein?" fragte Herr Kniebel, mißbilligend an seiner hellen Krawatte rückend. „Wolltest du etwa hier? Ungefähr fünfzig Personen hier —"

„Nicht so viele!" rief die Rätin hastig. „Warum das? Wo sollen diese fünfzig herkommen?"

„Rechnest du die vielen Bekannten des Grafen für nichts?" fragte Herr Sebaldus, mit sanftmütiger Nachsicht ihr auf die Schulter klopfend. „Wir wollen doch keine Hinterwäldlersitten hier einführen. Unser seliger Bruder hat Anspruch darauf, in seiner Tochter in Ehren gehalten zu werden."

Sie hatte so viel noch auf dem Mutterherzen, das sie

der Tochter mit auf den Lebensweg geben wollte, und ihre Hoffnung war gewesen, in kommender Stille es flüssig werden zu fühlen, derart, daß Harda es so innig aufnahm, wie sie es gab. Nun lag die kurze, viel zu kurze Frist voll Hast und Unruhe vor ihr. „Tut, was ihr wollt!“ sagte sie wieder, wie so oft zuvor. —

Und dann kam der Abend und mit ihm ein wohlberechnetes Zurschaustellen des Familienreichtums. Ein paar Auserwählte durften Zeugen des Aufschwungs werden, den die Familie Kniebel durch Harda nahm. Eine Bankierswitwe, die von Juwelen starrte, ein Fabrikbesitzersehepaar, dessen Lungen Geldsäcke zu sein schienen, durch welche sie ein- und ausatmeten, ein vielgewandter Rechtsanwalt, welcher sich die schönste Villa in Wannsee aus dem Ärmel geschüttelt durch seiner Rede Gewalt, und ein paar unverehelichte ältere Damen, die in wohltätigen Vereinen Verschwendung trieben in Erwartung der Roten-Kreuz-Medaille.

Wer beachtete in diesem selbstgefälligen Kreise, in dieser Wichtigtuerei, die der Graf im Innern herzlich verlachte, und die ihn auf die Dauer anwiderte, die einfach gekleidete Frau, die Brautmutter, welche den Augenblick herbeisehnte, aus diesem Seelen- und Leibeszwang herauszukommen und der gleich einer Pagode stumm sitzenden Liska die freie Bewegung zurückzugeben.

— — — — — — — — — — — — —

Schon am nächsten Vormittag brachte Brankowan zwei Karten zur Galavorstellung im Opernhaus — Fremdenloge, die besten Plätze vorn.

Harda schwamm in Entzücken. Zum ersten Male öffentlich mit ihm an dieser allervornehmsten Stätte! — Aber er überreichte ihr noch eine zweite Gabe: einen Brillanthalsschmuck und einen Brillantstern für das dunkle Haar.

„Du sollst ihn in der Oper tragen,“ flüsterte er, sie an sich ziehend. „Ich will dich schön und am allerschönsten sehen.“

Selbstverständlich konnte die Rätin, die seit dem Tode ihres ersten Gatten keine ausgeschnittene Taille getragen, von dem Billett keinen Gebrauch machen. Dafür begeisterte sich Fräulein Lilla um so mehr für diese Gelegenheit, glanzvoll in Erscheinung zu treten als Repräsentantin der Familie. Sie war es auch, die Harda bei ihren Besuchen und Einkäufen begleitete zu Gerson, zu Herzog, zu Grünfeld, zu Herpich.

Im allgemeinen wurde, sobald der Reichtum und die Erbaussichten der Neuverlobten bekannt geworden waren, daneben ihre elegante Erscheinung und ihre vornehme Erziehung, die Wahl des Grafen begreiflich und natürlich gefunden. Man empfing das Brautpaar zuvorkommend, wunderte sich auch nicht, daß die junge Braut den Kopf sehr hoch trug. Immerhin war es eine Sache, den Grafen Brankowan an sich gefesselt zu haben.

Und nun die Vorbereitungen zur Galavorstellung! Beide Damen Kniebel kamen aus dem Müllbrichschen Hause kaum noch heraus. Es gab förmliche Toilettenkämpfe und stundenlange Redeturniere, bis endlich die siegende Wahl wie eine Göttin aus dem Wortschaum emportauchte.

Sanfte Andeutungen der Rätin, daß Einfachheit gerade in diesem Fall gegebener sei als Kostbarkeit und Prunk, wurden von den Tanten als Biedermeierei schlankweg in die Rumpelkammer verwiesen. „Unsere junge Gräfin und ein garniertes Mullkleid!“

Für Liska wurde es eine Denkwürdigkeit ersten Ranges, als Fräulein Lilla, tief dekolletiert, in erdbeerfarbener Damastrobe ins Zimmer rauschte, um ihre

Nichte in der Staatskutsche zur Festvorstellung abzuholen, und Harda, fertig gekleidet von sorgsamen Mutterhänden, über die Schwelle trat.

Sie sah herrlich aus, wie geschaffen für das funkelnde Gestein an Brust und Haupt, das so selbstbewußt auf dem schlanken Halse ruhte. Und selbstbewußt war jedes Glied ihres Körpers, an dem in weichen Falten die weiße Empiretoilette niederrieselte, am Saum und Brustausschnitt mit goldgewirktem Rankenwerk verziert.

„Jello erwartet uns in der Garderobe,“ sagte sie, einen strahlenden Blick auf den Rosenstrauß werfend, der in silbernem Halter auf dem Tische lag. „Und ich bin jetzt so weit.“

Die Rätin legte ihr den weißen Mantel über die Schultern, während Liska niederkniete, um die flimmernde Schleppe schonend aufzuraffen.

„Trage deiner Schwester die Schleppe bis zum Wagen,“ sagte Fräulein Lilla in befehlendem Tone.

Die Wangen der Rätin überfloß ein jähes Rot. „Ruf das Mädchen!“ sagte sie zu Liska.

Sie trat ans Fenster, hörte den Schlag zuwerfen und den Wagen davonrollen.

War das noch ihre Tochter? Gehörte sie noch zu Mutter und Schwester? Hatten diese beiden noch Raum in ihrem Herzen, in ihren Gedanken?

Jetzt zum ersten Male kam ihr das tiefschmerzliche Gefühl, daß nicht nur für Harda, sondern auch für sie selbst die baldige Trennung zur Wohltat ward, die wenigstens das Joch der Geschwister Kniebel von ihren Schultern nahm.

Aber daß es so war und nicht anders sein konnte, preßte ihr das Herz zusammen. —

Graf Brankowan empfing Braut und Begleiterin

am Treppenaufgang, wo immer neue Scharen vorüberströmten den Garderoben zu. „Endlich!“ sagte er, Hardas Hand küssend. „Ich werde dafür sorgen, daß der Logenschließer uns späterhin die Sachen bringt.“

Vorübergehend war er selbst erstaunt über die eigenartige Erscheinung seiner zukünftigen Gattin, nun sie, der Umhüllungen ledig, vor ihm stand, und er sie in die Loge führte.

Das Haus war dicht gefüllt bis in die oberen Ränge. Ein Schwirren und Raunen ging durch den süßdurchdufteten Raum, um dessen Säulen sich Rosenketten schlangen und in leuchtenden Girlanden niederhingen. Und überall, vom Parkett hinauf und aus den Logenreihen hinüber, starrten Lorgnetten und Gläser nach der Vielbesprochenen, die an Brankowans Seite den Triumph dieses Abends mit vollen Zügen genoß.

In den Zwischenpausen traten des Grafen Bekannte in die Loge, um sich vorstellen zu lassen — ein klingender Name nach dem anderen. Auch Fräulein Lilla ward mit Höflichkeiten überhäuft. Der Graf, in glänzender Laune, warb schon Brautführer zur Hochzeit und entzückte Harda durch die weltmännische Gewandtheit seiner Umgangsformen.

Schon war das Fräulein Kniebel eine abgetane Sache, die Gräfin war's, der diese Stunden gehörten, und die früher oder später die große Courschleppe über das Parkett des weißen Saales an den Thronsesseln vorübergleiten lassen würde.

Plötzlich, wie durch unsichtbare Macht gezwungen, überflog ihr Blick die jenseitigen Balkonreihen, wo eine Anzahl Offiziere Platz genommen. Im nächsten Moment ging eine Stichröte über ihre Wangen — sie hatte Hartleben erkannt — und er sie. Sein Auge und

ihr Auge trafen ineinander. Und da sah sie das mißächtliche Lächeln, das wie ein Schatten um seine Lippen flog, ein bitteres, unvergeßliches Lächeln.

Mit einer Wallung heißen Zornes gegen dieses unaufhörliche Sichindenwegdrängen wandte sie das Haupt zur Seite, Brankowan zu, und ließ sich von ihm und seinem Bekanntenkreise in den alten wonnigen Glücksrausch zurücktragen.

Und dieser Glücksrausch weitete sich, als sie in der großen Pause der Graf zu einzelnen hochstehenden Damen führte, um sie als seine Braut dort vorzustellen und liebenswürdig empfangen zu sehen. Da kannte ihr Hochmut keine Grenzen mehr. Für Anne v. Grottfuß schien ein leichtes Kopfnicken hinreichend, wenn das Gerücht wahr sprach, daß sie sich mit ihrem bürgerlichen Vetter zu vermählen gedachte; für Leutnant Schneider, der damals jene alberne Entschuldigung ertrotzte, fiel überhaupt nichts ab.

Und wie ihre weiße Schleppe den Gang hinabraschelte, der Fremdenloge wieder zu, der Graf sich scherzend zu ihr niederbog, kam von der anderen Seite inmitten seiner Kameraden Hartleben den Gang herauf. Die strömende Menge machte es ihm unmöglich, aus der Bahn zu weichen. So schritt er mit kühlem Gruß an Harda vorüber und an Brankowan, der scharfen Blickes die Miene seines einstigen Nebenbuhlers musterte, bevor er verbindlich dessen Gruß erwiderte.

So dicht schritt Hartleben an den duftigen Kleiderfalten vorüber, daß er gezwungen war, sie mit dem Waffenrock zu streifen.

Da senkte er die Hand und wischte unauffällig über die Stelle hin, als wische er einen Fleck von seinem makellosen Dasein ab.

Vierzehntes Kapitel.

Einige Tage später wurden die Einladungen zur Trauung und zum Hochzeitsmahl versandt.

Zu näherer Besprechung erschien Herr Kniebel bei der Rätin, die, da Sebaldus diese Kosten aus seiner Tasche bezahlte, nur zuzuhören und zuzustimmen hatte. Sie konnte von den Klubfreunden ihres Schwiegersohnes keinen einzigen, von dem Kniebelschen Bekanntenkreise nur sehr wenige. Und wieder ward ihre Brust belastet von dem Gefühl, am Hochzeitsfest der Tochter eine Fremde unter Fremden zu sein.

Es lebte noch ein Onkel von ihr, ein prächtiger alter Herr, ehemaliger Rechnungsrat, mit seiner trefflichen Gattin, aber niemand fragte sie, ob diese beiden die Reise unternehmen wollten oder nicht. So unterdrückte sie auch diesen Wunsch.

Nur einmal widersetzte sie sich energisch, als Fräulein Lilla ihr und Liska die Wahl der Kleider aufzunötigen begann. „Ich werde selbst für uns sorgen. Dabei laßt eure Hände nur ganz aus dem Spiel.“

„Es gibt Leute, die sich selbst im Licht stehen müssen,“ sagte Fräulein Lilla schwerverletzt und rauschte von ihr fort in Hardas Zimmer.

Mehr als einmal flüsterte Liska ganz gegen ihre Natur bedrückt: „Ich freue mich gar nicht mehr auf die Hochzeit, Mutterchen. Was soll ich eigentlich da? Ich kenne niemand, und eingesegnet bin ich auch noch nicht. Wenn ich nun bloß in die Kirche ginge, um zuzusehen! Darf ich? Es fragt doch kein Mensch nach mir.“

„Was sollen die Leute denken, Herzchen,“ sagte die Rätin, ihr die Wange streichelnd, „und Harda —“

„Ach, Mutterchen!“ flüsterte sie, den Kopf an Frau Müllbrichs Schulter drückend.

In diesem Ach lag so viel unbewußtes Verständnis und wieder so viel argloses Nichtbegreifen, daß die Rätin vom Sessel aufstehen mußte, um ihr Herz nicht überquellen zu lassen.

Dem Grafen war sie durch dessen Vormittagsbesuche, die meistens mit einem Spaziergang oder einer Besuchsfahrt des Brautpaares endeten, nicht näher getreten. Er vermied es auch nach Kräften, ihr Wohnzimmer zu betreten. Im Hauskleid und Hausschürze würde sie zudem um Hardas willen nicht gewagt haben, vor ihm zu erscheinen, ebensowenig wie Liska den Versuch machte, ihm irgendwo in den Weg zu kommen.

Mit stark verminderter Neugier sah Liska die Reihen schrankartiger Koffer im Flur sich anhäufen, die kostbar gestickte Wäscheausstattung, zum Einpacken bereit, auf den Tischen liegen, die Toilettenausrüstungen für Land- und Seereisen in Hitze und Kälte, wundervolle Mäntel, Hüte aller Arten, ganze Stöße von Handschuhen.

„Ich bitte dich, Harda," sagte die Rätin etliche Tage vor der Hochzeit, als sie kopfschüttelnd zwischen all diesen Herrlichkeiten hinschritt, „was für eine Last ladest du dir und deinem Manne auf! Wie willst du in deinem jungen Glück diesen Ballast benützen und packen? Du findest dich zuletzt selbst nicht mehr heraus."

„Sehr richtig, Mama," sagte Harda mit ruhiger Entschiedenheit, die über landläufige Ratschläge längst erhaben war. „Deshalb mußte ich eben die Kammerjungfer mieten."

„Eine Kammerjungfer?" rief die Rätin stehen bleibend. „Kind, du ahnst ja nicht, was du dir damit aufbürdest."

„Yello bürdet sich dasselbe auf mit seinem Diener — nach deiner Auffassung.“

Die Rätin wollte etwas erwidern, sie schloß aber die Lippen und ging einige Male dem Anschein nach prüfend die Kleiderreihen entlang. Endlich ertrug sie es nicht länger.

„Ich muß es dir sagen, auch wenn du es nicht gern hörst: diese Ausstattung und diese Kammerjungferbegleitung geht über deine Vermögensverhältnisse hinaus. Du weißt bis jetzt nur, was Geld in der Welt bedeutet, aber von seinem eigentlichen Wert, seiner Kaufkraft, weißt du nichts. Eine solche Dienerschaft auf der Reise ist Verschwendung. Du kannst Besseres haben von dem, was sie kostet. Begnüge dich mit wenigem und sei glücklich mit deinem Mann allein.“

Da war sie wieder diese Enge, diese Verstrickung, an welcher ihre Seele hier immer gekrankt, dieses Nichtverstehen und Nichtverstandenwerden, das ihr so viel Lebensüberdruß geschaffen!

„Du kannst dich darauf verlassen, Mama,“ sagte Harda gegen ihre sonstige Art hastig, „daß Yello und ich gründlich erwogen haben, was wir beschließen. Ich kann mich unmöglich in seinen Augen so hinstellen, als wäre mir das Leben seiner Kreise gänzlich fremd. Man muß logischerweise die Folgen ziehen, wenn man einen ungewöhnlichen Schritt getan hat wie ich, und niemals würde ich Yello Gelegenheit geben, sich über einen Mangel an Rücksicht meinerseits zu beklagen.“

„Du hast recht,“ sagte die Rätin leise. „Es ist nicht mein Geld, womit ihr zu wirtschaften habt. Aber das eine kannst du als sicher annehmen: auch das größte Vermögen ist zu erschöpfen.“

„Du vergißt ganz, Mama,“ lächelte Harda gezwungen, „daß Yello sein Einkommen für sich hat und von

meinem Vermögen persönlich nichts beansprucht. Infolgedessen würde es für mehr als eine Kammerjungfer hinreichen. Nun das Leben so schön und weit vor mir liegt, will ich um den Preis, es zu genießen, nicht markten."

Die Rätin schwieg. Sie fühlte nur zu deutlich die Sehnsucht ihres Kindes, sich, unabhängig von Mutterliebe und Muttersorge, von diesem Hause loszureißen, von diesem Heim und denen, die darin weilten.

— — — — — — — — — — — —

Im Wohnzimmer saß Liska, den Kopf in beide Hände stützend, über ihrem Buche.

„Verzeih das mecklenburgische Wappen, Mutterchen," sagte sie, ohne wie sonst aufzuspringen. „Aber ich kann heute nichts mehr in mich hineintrichtern. Mein Kopf sitzt mir so schwer wie ein Zentner auf dem Halse."

Frau Müllbrich trat besorgt hinzu. „Ist dir nicht wohl?"

„Nicht gerade zum Entzücken schön, Mutterchen. Ein bißchen betrunken ist mir zumute. Entweder der Ofen oder ich — eines von uns beiden dreht sich manchmal."

Die Rätin legte ihr die Hand auf die Stirn. „Du bist heiß, Kind."

„Backofenmäßig, Mutterchen. Wenn du an mir ein Streichholz anstecken willst, brennt's."

„Aber, Kind," sagte die Rätin beängstigt, den fiebernden Blondkopf fest an sich drückend, „du kannst so doch nicht aufbleiben. Seit wann —"

„Ach," sagte Liska, ihre Arme nach oben streckend, um den Hals der Rätin zu umfassen, „mir grummelt's schon ein paar Tage in allen Gliedern. Ich wollte es dir nicht sagen, aber heute spukt's in meinem Brummschädel — das hopst nur so da drin."

„Du legst dich augenblicklich ins Bett, Herzchen — hörst du? Komm, ich helfe dir.“

„Ach, laß nur, das vergeht schon wieder.“

Aber wie sie aufstand, schwindelte ihr. Die ganze Stube verschob sich nach der Seite und machte Miene, über sie herzustürzen. Aufs äußerste besorgt hielt die Rätin sie im Arm.

Aber Liska raffte sich tapfer wieder auf. „Gib mir einen Katzenkopf, das hilft für alle Fälle.“

Doch war sie froh, als sie im gewärmten Bett ausgestreckt lag, und geliebte Hände ihr die schmerzenden Schläfen kühlten.

Der Arzt konnte den Fall leicht erklären. Das Scharlachfieber herrschte in der Stadt. Einzelne Schulen waren schon geschlossen worden.

Harda geriet bei dieser Nachricht in höchst erregte Ungeduld, nicht minder die Tanten.

„Gerade jetzt! Drei Tage vor der Hochzeit! Ungeschickter konnte es gar nicht kommen. Was wird Yello sagen?“

„Ich habe es immer gesagt und bleibe dabei,“ flüsterte Tante Rosa, ihr Taschentuch beständig vor den Mund haltend, als lauere die Ansteckungsgefahr nur darauf, ihr auf diesem Wege in die Kehle zu schlüpfen, „diese Liska ist ein Unglückskind immer gewesen und bleibt es.“

„Auf keinen Fall darf Harda hier im Hause bleiben,“ entschied Fräulein Lilla. „Das wäre etwas, mit Scharlach im Leibe eine Orientreise anzutreten.“

Die Rätin fand kaum ein Wort des Widerspruchs. „In ihrem Zimmer bleibt sie ja weit entfernt von Harda.“

„Mikroben und Bazillen fragen nicht nach meinem Zimmer, deinem Zimmer,“ sagte Fräulein Lilla mit

zerschmetternder Gewißheit. „Bist du gewiß, daß Brankowan schon Scharlach gehabt hat?“

„Wie soll denn ich das wissen?“ rief die Rätin bestürzt.

„Also darfst du ihn hier nicht in Gefahr bringen.“

„Und morgen kommt mein Brautkleid, Mama,“ rief Harda.

„Du kommst mit zu uns,“ fiel Fräulein Lilla ein. „Deine Jungfer packt hier ein bei geschlossenen Türen.“

„Dann,“ sagte die Rätin schmerzlicher bewegt, als sie ahnen ließ, „werde ich deiner Hochzeit nicht beiwohnen können.“

„Ich will dir etwas sagen, meine gute Mathilde,“ rief Fräulein Lilla, ihren Zobelmuff erregt glättend. „Wir können es nicht zugeben, daß es den Anschein gewinnt — ich sage Anschein — als drücktest du dich um die Hochzeit herum, geniertest dich oder dergleichen. In der Kirche mußt du auf alle Fälle sein. Außerdem wird es nicht den Kopf kosten, wenn das Mädchen nachher bei Liska bleibt. Du ziehst dich in Hardas Zimmer an und fährst mit Sebaldus, der dich abholt.“

„Aber ja nicht in die Wohnung tritt,“ flüsterte Fräulein Rosa hinter ihrem Schutztuch.

„Mit keinem Fuß. Du fährst mit ihm zur Kirche und nachher ebenso in den ‚Kaiserhof‘. Das ist alles, was von dir verlangt wird.“

Als Harda für einen Moment hinausgerufen wurde, sagte die Rätin, ihre Herzensangst nicht länger bemeisternd: „Diese Heirat liegt mir auf der Seele wie ein schwerer, schwerer Traum. Ach, wenn doch Leopold lebte —“

„Ehe man den Stiefvater herbeiwünscht, hat man an den Vater zu denken,“ fiel Fräulein Lilla mit schneidendem Vorwurf ein.

Da schwieg sie wieder.

„Wir nehmen Harda, wenn du gestattest, gleich mit uns und benachrichtigen Brankowan. So bist du aller Verantwortlichkeit enthoben. Gib Harda aber keinen Kuß, Mathilde.“ —

Die Kammerjungfer räumte und packte hinter verschlossenen und verriegelten Türen. Dann kam der Diener des Grafen mit den Gepäckträgern — und alles war vorüber.

Der Rätin war es, als habe ein Begräbnis stattgefunden, als sie die Außentür zum letzten Male sich schließen hörte. Die Lautlosigkeit ringsum übermannte sie.

Wie hatte einstmals ihr Herz so wonneselig laut geschlagen, als man das neugeborene Töchterchen ihr in die Arme gelegt, das kleine Menschenwunder, ihres Lebens Leben. Nun war diese Tochter von ihr fortgegangen — in Furcht und Ungeduld. Und nimmer, nimmer kam sie in Liebe — in Kindesliebe zu ihr zurück.

Es trieb sie zu Liskas Lager, die mit verwirrten Augen ihr immer noch entgegenlächelte, ängstlich bemüht, die flatternden Gedanken festzuhalten.

Am zweiten Tage verlor Liska das Bewußtsein gänzlich. Und morgen fand die Hochzeit statt.

Wie immer, wenn die Herzensnot über ihr zusammenschlug, flüchtete Frau Müllbrich zum Bilde ihres Gatten. Die Hände gefaltet, das kummervolle Antlitz darüber geneigt, stand sie lange, lange, Trost und Rat erbittend. Sollte sie gehen oder bleiben? Hier war sie durchaus nötig, dort entbehrlich. Hier war Gefahr, dort übermäßiges Glück. Was galt den Kniebels, was Harda selbst ihr mütterlicher Segen? Wann überhaupt hatte sie diesem Bunde ein segnendes Wort gesprochen? Wie anders, wie anders war alles gekommen!

Sie drückte die Hände gegen die Augen, die in zwei Nächten keinen Schlummer gehabt. Was waren ihr, was war sie den fremden Gästen?

Mit bebender Hand schrieb sie, vom endlichen Entschluß getrieben, ein paar Worte an Harda.

„Mein teures Kind, beim besten Willen darf ich Liska nicht verlassen. Sie phantasiert seit gestern ohne Unterbrechung. Mein Herz ist voller Angst. Du weißt, wie gern ich Dir den Myrtenkranz aufsetzte. Nur in Gedanken kann ich Dich auf Deinem Wege zum Altar begleiten. Niemand wird mich vermissen, niemand erstaunt sein, der die Ursache meines Ausbleibens erfährt. Was ich an guten Wünschen für Dich hege, sagen zwei Worte: Werde glücklich! Bleibe glücklich! So glücklich, wie ich es war —“

Sie unterbrach sich hastig. Wie durfte sie ihr Eheglück mit Müllbrich erwähnen? Und das Joch, welches Artur Kniebels selbstsüchtige Liebe ihr auferlegt, war es je ein Glück gewesen?

„Wenn Du in Deinem neuen Leben meiner gedenkst,“ schloß sie, „so halte Dich versichert, daß immer in treuer Liebe Deiner gedenkt

Deine Mutter.“

Der erste Eindruck, den dieses Schreiben im Kniebelschen Hause machte, war stürmisch. Brankowan war es, der die Verstimmung mit der Versicherung ausglich, daß niemand das Opfer, welches die Rätin der Kranken bringe, verkennen oder mißdeuten werde.

Ihm war es nur angenehm so. Er zählte die Stunden, die noch zwischen ihm und der Vergangenheit lagen, und seine Nerven strafften sich im Hinblick auf die Scheidewand, welche sich von nun an zwischen alles schob, was da gewesen, und was da kommen sollte. Seit jener ersten Stunde im Müllbrichschen Hause lag

Berlin mit seinem Großstadtlärm zeitweise wie ein Alp auf ihm. Nur fort erst — weit fort, in andere Länder, andere Weltteile! Und sorgenlos leben, wie es sein angeerbtes Blut und sein Begehren heischte.

Diese Aussicht entzündete ein Gefühl der Dankbarkeit in ihm, als er am Hochzeitstage im Kniebelschen Hause erschien.

Die Tanten, ganz begeistert von seinem Äußeren, führten ihn in den Salon, wo Harda im Brautkleid mit entzücktem Stolz seiner harrte. Sie eilte ihm entgegen und drückte seine Hand an ihr Herz.

„Jetzt darf ich es wohl nicht wagen, dich zu umarmen?“ flüsterte er, den freien Aufschwung, sowie das Frohgefühl seiner Seele in den leuchtenden Augen. „Oder doch?“

Sie nickte lächelnd.

Da zog er sie mit krampfhafter Gewalt an seine Brust. Das neue Leben war es, das er in ihr umschloß und an seinen Namen fesselte, wie er es mit seinem Namen an sich gelockt.

„Wie schön du bist!“ sagte er mit aufrichtiger Bewunderung. „Wenn man mir sonst nichts Gutes zutraute, ein guter Geschmack muß mir zugestanden werden.“

Sie errötete vor Freude und Stolz.

Die Tanten hatten gemeinsam den ganzen Brautstaat gestiftet und im teuersten Schneideratelier die wundervolle Atlasrobe, mit kostbaren Spitzen reich besetzt, anfertigen lassen, dazu den sanft sich anschmiegenden Spitzenschleier, der das charakteristische Gesicht der Trägerin vorteilhaft in seine weiche Umrahmung schloß. Blühende Myrtensträuße belebten das rieselnde Weiß, sowie die Brillantkette, welche Harda um keinen Preis heute von ihrer Toilette ausgeschlossen zu sehen wünschte.

„Wenn du wüßtest, wie ich mich nach dem Augenblick sehne, da alles vorüber ist," sagte er mit einem Rückfall in sein verstimmtes Wesen, ihre Hände ungeduldig in den seinen drückend, „fortsehne von diesem Formenwust, durch den ein armes Brautpaar sich durcharbeiten muß, bevor es endlich zur Ruhe und zur Freude kommt! Zum Glück sind die Deinen nicht von Sentimentalität geplagt. Nichts ist schrecklicher für einen Bräutigam, als wenn die ganze Familie vor Liebe und Rührung die Tränenschleusen aufzieht. Mir wäre es zum Davonlaufen. Was ist denn dabei zu weinen, ich bitte dich, wenn zwei Menschen den Mut haben, den wichtigsten Sprung in ihre Zukunft zu tun?"

Er hatte rasch und lebhaft gesprochen, um die Verstimmung loszuwerden. Als Harda bei seinen letzten Worten hell auflachte, kam auch ihm die gute Laune zurück.

„Nichts!" sagte sie scherzend. „Sie springen ja auf eigene Rechnung und Gefahr."

„So ist es!" sagte er, ihre Fingerspitzen küssend.

Herr Sebaldus erschien in der Tür und hinter ihm in rauschenden Gewändern die Damen Lilla und Rosa. Seine Stimme, als die des Familienoberhauptes, hatte für diesen Augenblick noch einen Zuschuß an öliger Sanftmut erhalten, und in seinem Antlitz erglänzte mit vermehrter Selbstgefälligkeit ein Gemisch von Stolz und Herzenserregung.

„Meine teure Harda und du, mein lieber Neffe —" dieses Du bereitete ihm sichtliche Genugtuung — „die Zeit ist da. Unsere Wagen stehen vor der Tür. Laßt uns einen stillen Abschied nehmen in der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen. — Meine liebe Nichte, die Mutter mußt du heute entbehren, aber entbehrt an sich wirst du bis jetzt nichts haben und wirst es auch

nicht bis zu deiner Abreise. Wenn dein seliger Vater, unser Bruder Artur, heute im Geiste anwesend ist, wird er sagen müssen: Ich bin zufrieden mit meinen Geschwistern. Diese Gewißheit wird uns die Zeit der Trennung verkürzen."

Brankowan stand wie auf Kohlen, aber Herr Kniebel hörte sich sehr gern sprechen. Also sprach er weiter.

„Gedenkt unserer immer als eurer besten Freunde — und nimm du, mein lieber Neffe, die Versicherung mit, daß wir Zurückbleibenden dir nicht grollen, wenn du uns heute abend den Schatz unserer Familie und den Stolz unseres Hauses entführst." Rührung kam über ihn, er zog Harda in seine Arme. „Wir vertrauen, ich wiederhole es, dir das Liebste und Beste an, was wir unser eigen nennen. — Seid glücklich! — Kommt nun auch ihr, meine Schwestern, und nehmt einen kurzen Abschied."

In einem hatte sich Brankowan doch verrechnet. Wenn auch Fräulein Lilla sich mit ziemlich trockenen Augen abfand, Fräulein Rosa, die in ihren Hoffnungen einst Gekränkte, hielt längst ihr Spitzentuch in der Hand und trocknete die emsig fließenden Tränen.

Keiner gedachte der Rätin und ihres Fernbleibens, wie sie einander umarmten. —

Vor dem Kirchenportal hatte sich längst eine dichte Menschenmenge eingefunden, seit die Wagen, einer nach dem anderen, vor die Aufgangsstufen rollten. Jetzt kam der Staatswagen mit den Geschwistern Kniebel — und eine Minute später der Hochzeitswagen mit dem Brautpaar.

Alles reckte draußen die Hälse, als die beiden schlanken, vornehmen Gestalten die Vorhallentür durchschritten — ein lautes „Ah!" schallte ihnen von allen Seiten nach.

Während Brankowan das Ende dieser Schaustellung

mit nervöser Ungeduld herbeiwünschte, ging Harda, von einem glänzenden Brautzuge geleitet, in überquellender Befriedigung und berauscht von stolzem Glück an seiner Seite den Mittelgang zum Altar hinauf.

Nicht die Worte der Traurede griffen an ihr Herz, nicht Gesang noch Orgelspiel — einzig die Tatsache, aus dieser Versammlung als Gräfin Brankowan in den „Kaiserhof“ zu fahren und dort von eingeengter und eingezwängter Mädchenzeit für immer Abschied zu nehmen.

Im Kreise der Glückwünschenden stand sie strahlend neben ihrem Gemahl, den ersten Handkuß und die erste Anrede als Gräfin in Empfang nehmend, im Geiste hocherhaben über alle, die nicht unter dem Zeichen der neunzackigen Krone standen.

Sie gestand es sich nicht ein und würde es gegebenenfalls entrüstet widerstritten haben, daß sie die Mutter, die Bescheidene, Weltentwöhnte, bei diesem Fest nicht allein nicht vermißte, sondern freier aufzuatmen glaubte, daß sie nicht zu den Festteilnehmern zählte. Und doch war es so.

Die einzige, welche das Nichterscheinen der Rätin und Liskas Erkrankung aufrichtig bedauerte, war Frau v. Grottfuß. „Es ist mir geradezu schmerzlich,“ sagte sie mit weicher Stimme, „Sie ohne Ihre vortreffliche Mutter an Ihrem Ehrentage zu sehen. Wenn ich es um Annes willen dürfte, ginge ich morgen zu ihr. So aber darf ich nur Erkundigungen einziehen.“

Und dann kam der Moment, da im abgelegenen Zimmer der Toilettenwechsel unter erstmaliger Assistenz der neuen Kammerjungfer vor sich ging — ein Werk, dem beide Tanten mit einem gewissen Respekt sitzend zuschauten.

„Das Taschentuch, gnädigste Gräfin — die Handschuhe, gnädigste Gräfin.“

Sie lächelten sich jeweilig verständnisinnig an ob der Selbstverständlichkeit, mit welcher die junge Frau sich diesen neuen Verhältnissen anpaßte. Ruhig und mit kritischen Blicken stand sie vor dem Spiegel im elegantesten Reisekostüm und drückte den kleidsamen Glockenhut auf ihr volles Haar. Sie wollte schön und immer schöner sein, um die Bewunderung, welche Brankowan ihr heute gezollt, noch zu erhöhen. Sie wollte ihm mit jeder Miene und jeder Bewegung zeigen, daß er keine würdiger an seine Seite hätte stellen können.

Die klingenden, schmeichelnden Tafelreden hatten ihre Wangen lebhafter gefärbt, der Champagnergeist ihre Augen durchglänzt, und von der Stirn wie aus den leicht aufwärts gezogenen Mundlinien sprach das Vollgefühl und Vollbewußtsein ihrer neuen Namensherrlichkeit.

„Ich bin fertig,“ sagte sie befriedigt zurücktretend.

Der Diener klopfte an die Tür. „Der Herr Graf werden in fünf Minuten die Frau Gräfin abholen.“

Daraufhin nahmen die Tanten sie noch einmal in die Mitte.

„Bleibt nicht gar so lange, Kinder,“ flüsterte Fräulein Rosa. „Wir sehnen uns doch so sehr —“

Fräulein Lilla räusperte sich, sie vermochte in diesem Augenblick ihren Gedanken keinen Ausdruck zu geben. Aber sie wurden doch laut, als sie Brankowans Schritt im Korridor vernahm. „Herzblatt du, ist das nicht etwas anderes, als wenn du jetzt Hartlebens alter Base im Barnekower Bauernhause einen Besuch abstattetest? Das darfst du uns nie vergessen, kleine Gräfin.“

Harda lachte laut auf. „Was dir nicht alles einfällt im letzten Moment!“ —

In seinem Umkleidezimmer hatte Brankowan rasch ein paar Worte an Silbermann geschrieben des Inhalts, daß die vereinbarte Summe in der Deutschen Bank für ihn bereit liege. Er fügte die nötige Anweisung hinzu, adressierte das Schreiben als eingeschriebenen Brief, ließ einen Hotelpagen herbeirufen und übergab es ihm zur sofortigen Besorgung nach der nächstgelegenen Postannahmestelle. Dann nahm er den im Fluge zurückgebrachten Empfangsschein an sich und überließ sich endlich behufs Umkleidens den Händen seines Dieners.

Als das nötigste Handgepäck auf und in der Droschke verstaut war, und Jungfer und Diener damit voraus zum Anhalter Bahnhof fuhren, woselbst Brankowan im Nordsüdexpreß ein Abteil erster Klasse für sich und seine Gemahlin hatte reservieren lassen, trat er elastischen Schrittes in Hardas Zimmer.

Tieferrötend sah sie ihm entgegen, der in diesem Moment weniger an sein Eheglück dachte als an die Fessel, die er soeben von sich gestreift hatte.

„Da hast du sie," flüsterte Fräulein Rosa.

„Komm!" sagte er, nach seiner Uhr sehend. „Wir dürfen nicht länger zögern."

An der Türschwelle wandte sich Harda um. „Ich vergaß ganz. Grüßt Mama von mir und Liska."

Durch eine Schar sich tief verneigender Kellner, Portiers und sonstiger Angestellter führten Brankowan und Onkel Sebaldus die Leichtverschleierte zum Wagen.

Noch ein lächelndes Nicken, ein Händedruck — und der Schlag fiel zu. Die Pferde zogen an.

Fünfzehntes Kapitel.

Ob der Tag zur Rüste ging, und die Nacht hereinbrach, ob der graue Morgen wiederum schläfrig durchs

Fenster dämmerte, die Rätin wich nicht vom Bett ihres Kindes. Jetzt erst, als alles andere um sie wie ein Traum verschwand, das Gefühl der Vereinsamung von Herzensangst übertönt ward, nichts sie mehr an vergangenes Leid und Glück erinnerte als dieses Krankenlager, sie auch nichts mehr ans Leben fesselte außer dieser einen, fühlte sie mit überwältigender Inbrunst, was dieses Kind für sie und ihr ganzes ferneres Dasein bedeute.

Sie waren nun beide aufeinander angewiesen in einem durchaus veränderten Leben. Aber so weit wagten sich ihre Gedanken nicht in die Zukunft, die Gegenwart riß alles an sich, was an Kraft und Ausdauer in ihrem Mutterherzen wohnte.

Die Tanten hatten ihr Hardas Gruß schriftlich übersandt. Einen Moment nach dem Empfang drückte Frau Müllbrich ihre Hände vor die Augen und weinte bitterlich. Dann raffte sie sich auf und ging ihrer Pflicht nach wie zuvor.

Der Ausschlag kam nicht heraus, und darum sank das Fieber nicht.

„Wenn nur keine Komplikationen eintreten!" hatte der Arzt heute beim Fortgehen gesagt.

Wenn!

Der Rätin hatte der Atem stillgestanden. Es stockte etwas in ihr. Sie zitterte wie eine Verurteilte. Ohne zu wissen, daß sie das Zimmer verlassen, stand sie plötzlich vor ihres Gatten Bild.

„Leopold — Leopold!" Es war kein Angstschrei, ein zitternder Ruf war's, kaum hörbar wie ein Seufzer.

Er sah mit freundlichen, liebreichen Augen auf sie herab — still und stumm.

Ein Etwas schlich über sie hin wie Grauen. Wovor? Sie wußte es nicht. Zuweilen, wenn nichts mehr

um sie laut war, schlich es ihr nach, kam ihr näher — und wich erst, wenn Liskas Delirien sie wieder emporschreckten.

Umwoben von bunt zusammengewürfelten Phantasien war der Kern ihrer Gedankenspäne stets der Groschenmann. Sie jagte ihn auf dem Eise hin und her, sie sprang mit ihm bis zur Atemlosigkeit von der Straßenbahn. Unzählige Teekannen rang sie ihm aus den Händen und lachte laut auf über sein Entsetzen. Und dann nannte sie ihn den verwunschenen Prinzen und sich Rosenrot und schenkte ihm all ihre Blumen — die wuchsen und wuchsen durch das ganze Haus bis zum Dach hinaus. Und plötzlich waren sie beide kleine Kinder wie im Andersenschen Märchen, Gerda und Karl, und saßen in der blühenden Laube hoch oben und sangen so laut, daß die helle Sonne erzitterte:

Rosen blühen und verwehn,
Wir werden das Christkindchen sehn —

Draußen wehte der erste Frühlingsbote gegen die Scheiben, ein linder, pochender Mahner. Zuweilen verklang sein Hauch wie vielstimmiges Harfenrauschen in der lenzbedürftigen Natur.

Das war die Nacht, in welcher Liskas Stimme kraftlos wurde, und ihre Lippen verstummten, die innere Unruhe einer wachsenden Erschöpfung wich. Und wie kein Zuspruch des Arztes die Rätin hatte bewegen können, eine Pflegerin zu Hilfe zu nehmen, so saß sie auch jetzt allein, in tiefster Seele gebeugt, gebrochen an Mut und Hoffen, neben dem Lager und hielt die Hände in den ihren, die so oft in heißer Kindesliebe sich um ihren Hals geschlungen.

Mit Herzschlägen, die oft gänzlich auszusetzen drohten, und mit Augen, die von unvergossenen Tränen

brannten, sah sie in das glühende Antlitz, darin sich wie durch Zauber die Züge des Vaters plötzlich deutlich widerspiegelten, so deutlich, daß das letzte Anschauen ihres Gatten im Sarge der einsamen Frau einen Schmerzensschrei der Erinnerung entlockte.

Nein, so ganz konnte der Himmel sie nicht verlassen, das Leben, das er ihr gütig geschenkt, so erbarmungslos nicht vernichten! Wozu dann all die Liebeskraft im Menschenherzen? Wozu das gläubige Vertrauen und Hoffen auf die Ernte dieser Liebe? Wozu dann überhaupt sie säen, einpflanzen und erhalten?

Sie glaubte es laut gerufen zu haben, so laut, daß sie davor erschrak. Das matte Licht verdunkelte sich vor ihren Blicken, denn unaufhaltsam strömten nun die Tränen hervor — jede Träne eine Bitte, ein Gebet, jeder Herzschlag ein Aufschrei der Not.

Und wie sich ihr kein Zeitmaß mehr aufdrängte, sah sie die Nacht auch nicht vorwärts schreiten.

Da drang ein Laut zu ihrem Ohr. Sie hörte ihn und schreckte zusammen, aber ihrer Betäubung entriß er sie nicht.

Und wieder ein Laut — und dann ein Wort, das wie ein Sonnenstrahl sie mitten ins Herz traf: „Mutterchen —“

Es schmetterte sie zu Boden vor Glück — dieses eine Wort. Auf die Kniee riß es sie neben dem Lager.

„Mir ist so schrecklich heiß, Mutterchen.“

Sie sprang empor. Mit zitternden Händen strich sie über Liskas Stirn und Wangen. Schweiß perlte überall hervor und mischte sich mit ihren Dankestränen.

Mit diesem neuen Tage war sie ihr neu geschenkt. Wie ward es nun so schön, so still in diesem Krankenzimmer! Hand in Hand sie beide, Mutter und Tochter. Und wenn die Ungeduld sich in Liska regte, bedurfte

es nur eines liebreichen Zuspruchs der Rätin, sie mit der langen Betthaft auszusöhnen.

Einmal fragte Liska, wie aus einem Traum erwachend: „Du, Mutterchen, hat denn Harda eigentlich geheiratet?"

Es gab ihr einen Stich ins Herz. „Natürlich! So etwas läßt sich ja nicht am letzten Tage noch aufschieben."

„Sind sie verreist?"

„Sehr weit."

„Wo mögen sie jetzt sein?"

„In Kairo — und bleiben auch noch dort. Du kannst die Karte nachher sehen."

„Ist sie nun ganz glücklich?"

„Ich hoffe es, mein Kind."

„Bestimmt weißt du es nicht, Mutterchen?"

Die Rätin schwieg, dann sagte sie ablenkend: „Ich hole dir die Karte."

Was auf dieser Karte stand, war heiteres Glück. Aber kein Glück, das sich danach sehnt, der Mutter sich innigst mitzuteilen. „Yello, ein Mustergatte. Der Aufenthalt herrlich. Alle Bequemlichkeiten in Fülle. Unerhörter Luxus im Kontinentalhotel. Große Pläne Brankowans, mir die Welt zu zeigen."

Als sie die Worte noch einmal durchlas, gedachte sie der Briefe, die ungelesen seit Wochen auf ihrem Schreibtisch lagen, Antwortschreiben auf die wenigen, von ihr persönlich versandten Verlobungsanzeigen.

Frau Müllbrich raffte sie zusammen, um sie an Liskas Bett zu lesen. Während deren Hände nach den bunten Ansichtskarten griffen, setzte sich die Rätin in ihren Sessel und erbrach die Schreiben. Das letzte trug die ihr wohlbekannten Schriftzüge des Herrn v. Warnulf. Mitten im Lesen hielt sie plötzlich inne

und schloß die Augen, als müsse sie sich etwas Vergangenes von neuem vergegenwärtigen.

„Es freute mich, als ich den Namen Ihres Schwiegersohnes las, daß dieser auch schon Barnekower Luft geatmet hat und meinen Freund Müllbrich noch persönlich kannte. Wie er Ihnen erzählt haben wird, gehörte er an jenem Abend unserer fröhlichen Tafelrunde an, und ich erinnere mich noch, daß er mit Leopold ein längeres Gespräch führte —“

Die Rätin ließ das Blatt sinken. Nachdenkend sah sie in die Ferne. Kein Wort von diesem Beisammensein war über Brankowans Lippen gekommen. Auch dann nicht, als er ihres Gatten Bild erblickte. Erkannte er ihn nicht wieder? Oder hatte er die Züge vergessen? Aber der Name Müllbrich mußte ihm doch erinnerlich sein. Vielleicht hießen Zartgefühl und Mitleid ihn schweigen, daneben die Besorgnis, sich mit diesen Erinnerungen unliebsam einzuführen.

Aber wenn nicht zu ihr selbst, so konnte er doch zu Harda oder zu den Kniebels sich darüber äußern.

Die Rätin bedauerte sein Schweigen aufrichtig. Wieviel näher wäre er ihrem Herzen gerückt mit dieser Eröffnung. Sie konnte nicht darüber hinwegkommen. War's Gleichgültigkeit gewesen? Geringschätzung der Person, oder der Sache — oder der Folgen? Dann wehe dem Lebensglück ihrer Tochter.

Sie mußte dieser Beklemmung Luft schaffen. Also saß sie zu stiller Abendstunde und schrieb an den einzigen, der ihren Verlust erkannte: „Ich kann mich in das Verhalten des Grafen nicht finden, selbst wenn ich seine meiner Tochter eingestandene Antipathie gegen alles Tote in Betracht ziehe. Schließlich erforderte es doch die Höflichkeit. Welch ein Grund kann da vorgelegen haben?“

Sie brach ab. Die letzten beiden Sätze waren ihr unwillkürlich aus der Feder geflossen. Sie auszustreichen oder ein neues Schreiben aufzusetzen, war ihr unmöglich. Also fuhr sie fort, von der Hochzeit zu berichten und von dem unglücklichen Zufall, der sie persönlich ferngehalten hatte.

Einige Tage darauf kam ein überaus herzliches Antwortschreiben. Die Frage zu beantworten, warum Brankowan geschwiegen, sei ihm leider nicht möglich, doch mutmaße er bei dem Grafen eine nervöse Überreizung und daraus entspringende Schrullenhaftigkeit, deren bestes Gegenmittel die junge, hübsche Frau an seiner Seite sein werde. Liskas Erkrankung bedaure er von ganzem Herzen, und da seine Schwester sich zu Pfingsten für den ganzen Sommer bei ihm angesagt, bitte er dringlich, doch so bald und so lange nach Barnekow zu kommen, wie die Wissenschaften es irgend erlaubten. Eine Absage nehme er unter keinen Umständen an.

Das Gesicht der Rätin verklärte sich bei diesen Worten. Sie flossen wie eine Sonnenwelle über sie hin. Liska kräftigen und zugleich die Stätte sehen dürfen, wo das umfriedete Kreuz in Waldeseinsamkeit aufragte!

Vergnügt eilte sie ins Krankenzimmer, um ihr Kind in Freude zu umarmen. „Wollen wir zu den großen Ferien nach Barnekow fahren? Denke, nach Barnekow, wo dein guter Vater zuletzt so glücklich war! Wollen wir in denselben Wald gehen?“

Sie war so überglücklich, daß eine Frage die andere verdrängte, auch als Liska längst vor Entzücken laut aufgejauchzt hatte.

„Mutterchen, wenn's doch schon Klassenschluß wäre! Vielleicht bekommst du mich, weil ich krank war, ein bißchen eher los — und wenn's bloß acht Tage sind.

Bitte, liebes Mutterchen! Aber sage bloß den Tanten nichts, auch dem Onkel nichts. Du bist mein Mutterchen und kannst mit mir tun und lassen, was du willst. Sie kümmern sich ja auch jetzt nicht um dich und mich."

Darin hatte sie recht. Die fanatische Angst vor Ansteckung ließ die Kniebels keinen Fuß ins Haus setzen. Auch war mit Hardas Fortgang die Anziehungskraft dieses Hauses bis auf wenige Grade gesunken. Und dann war da noch ein Punkt, dessen Erörterung sich mit Fernbleiben am bequemsten und schicklichsten umgehen ließ — der Geldpunkt. Denn so verschwenderisch die Geschwister gegen ihr eigenes Fleisch und Blut waren, so zähe waren sie anderen gegenüber, insbesondere dann, wenn ihre Beihilfe, vom Ehrenpunkt aus betrachtet, als Pflichtgefühl und Anstandssache gefordert werden konnte.

Fräulein Lilla nannte den Fall Müllbrich ein Faß ohne Boden, Fräulein Rosa eine Kette ohne Ende, und Herr Sebaldus hielt es für angezeigt, Menschen zur Selbständigkeit zu erziehen durch Entwicklung und Ausnützung der eigenen Kräfte.

Demgemäß saß die Rätin manch lieben Tag und manch liebe Abendstunde in Sorgen um die Zukunft am Schreibtisch und rechnete.

Bis Ostern hatte sie das Geld für Hardas Unterhalt empfangen. Wenn auch hie und da von dem Fortfall der Summe die Rede war, im Innersten war Frau Müllbrich doch des Glaubens geblieben, Liskas Vormund werde mit einem Zuschuß ihrer Witwenpension beispringen.

Aber der erste April ging vorüber, ohne diesen Zuschuß zu bringen. Sie kündigte die Wohnung. Die Kniebels fürchteten sich noch immer vor den Bazillen — und Harda, ob aus Vergeßlichkeit oder Gleich-

gültigkeit, berührte in ihren Briefen diesen Punkt nicht ein einziges Mal.

Und wieder flüchtete sich die Rätin mit ihrer Sorge zu Liska. „Kindchen, zwei Stuben — mehr werden wir nicht haben können, du und ich.“

Allerdings, mit zweitausend Mark Einkommen, alles in allem, lassen sich keine großen Sprünge machen.

„Das ist ja großartig!“ rief Liska die Hände zusammenschlagend. „Da können wir uns ja gar nicht mehr aus dem Wege laufen.“

„Aber die Möbel?“

„Alles, was dem Vater gehört hat — Vaters Stube, die nehmen wir mit. Das andere verkaufen wir — basta! Wir haben dann weniger Staub zu wischen.“

„Es wird wohl so werden,“ seufzte die Rätin, ihr immer noch blasses Kind an sich ziehend. „Das Mädchen müssen wir auch entlassen.“

„Fort mit ihr, Mutterchen! Wozu bin ich denn da? Sollst mal sehen, wie fein ich dir helfen werde. Wenn ich bloß erst eingesegnet wäre!“

Also ging die Rätin, Zweizimmerwohnungen in Gartenhäusern zu besehen. Endlich hatte sie eine gefunden und eine hübsche und freundliche dazu.

„Wenn wir aus Barnekow kommen, ziehen wir um.“

Bei einem endlichen Besuch der Tanten kam dieser Sommerausflug zur Sprache.

„Aber Mathilde!“ rief Fräulein Lilla mit sittlicher Entrüstung. „Das ist doch nicht möglich! In das Haus dieses Menschen, der dein Unglück mitverschuldet hat, willst du einen Fuß setzen? Oder gar alle beide?“

„Mir würde das Haar schon bei dem Gedanken daran zu Berge stehen,“ sagte das Fräulein Rosa schaudernd. „In dieses Haus — du?“

„Warum denkt ihr nur an mich?“ sagte die Rätin

mit sanftem Vorwurf. „Warum nicht auch an Liska, die diese Erholung so dringend nötig hat und für die ich nicht dankbar genug sein kann? Damals, als Harda eigentlich nichts fehlte, mußte sie nach eurer Meinung unbedingt bessere Luft haben. Mir ist ein Kind so lieb wie das andere.“

„Meine gute Mathilde,“ fiel Fräulein Lilla bedeutungsvoll ein, „wir wissen es, daß du unser Tun und Lassen nicht anders als mißtrauisch beurteilen kannst und deshalb mit deinen Empfindungen und Meinungen immer nach der falschen Seite hin umkippst. Harda hat dadurch schwer gelitten.“

„Wollte Gott,“ sagte die Rätin mit aufsteigender Röte, „daß sie nie mehr im Leben zu leiden hat als das, was ich ihr zufügte! So könnte ich unbesorgt in ihre Zukunft sehen.“

„Jetzt vielleicht nicht?“ fragte Fräulein Lilla, ihre Schwester kopfschüttelnd ansehend, als ginge ihr ein Zweifel auf an der Gedankenklarheit ihrer Schwägerin.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht findet sie das Glück da, wo ich es zu suchen nicht imstande bin,“ sagte die Rätin.

„Und wann gedenkst du zu reisen?“ lenkte Fräulein Rosa achselzuckend ab.

„Anfang Juni.“

„Also allein?“

„Ich habe vier Wochen Urlaub für Liska erbeten. Herr v. Warnulf hat es so gewünscht.“

„Nun dann ist es ja Sebaldus erspart, seine Meinung über diese Maßnahme auszusprechen. Wenn Liska nach zehn Wochen wieder ein Buch vor die Nase nimmt, werden sich ja die Folgen zeigen,“ sagte Fräulein Lilla mit zorngeröteten Wangen. „Demnächst haben wir Pfingsten. Ihr werdet also nicht mehr viel Zeit haben, eure Vorbereitungen zu treffen.“

„Du solltest es mir nicht so schwer machen," flüsterte die Rätin, schon wieder in Angst, ob sie zu Recht oder Unrecht für ihr Kind gesorgt. „Ihr wißt ja nicht, wie wir beide gelitten haben." —

Ob mit oder ohne Sorge, das Maienfest kam mit Flieder- und Goldregenfahnen, mit gelb durchstickten Wiesen und duftig grünen Laubgewinden.

Der Ausflug, den Frau Müllbrich sonst zu Pfingsten zu unternehmen pflegte, unterblieb diesmal. Es war ja viel schöner, für die Reise zu sparen und alles, was zum Mitnehmen bestimmt war, in Ordnung zu bringen. Die Mutterliebe machte ein Meisterwerk in der Kunst, mit wenigem ihr Kind hübsch auszustatten, und Liska, die sich vor Freude gar nicht zu lassen wußte, schüttete ganz heimlich ihre Sparbüchse aus und ging zur Putzmacherin, um den Hut für die Mutter zu erstehen, den diese als für ihre Person zu teuer abgelehnt — eine Überraschung, die Frau Müllbrich zu Tränen rührte.

Nun, endlich brach auch der Morgen an, da der Reisekorb die Treppe hinabgetragen wurde, und Mutter und Tochter die Fahrt in der offenen Droschke zum Schlesischen Bahnhof antraten.

Es war ein Frühsommertag, der Nachttau erglänzte noch im Vorgartengrün und die schwellenden Rosenknospen schaukelten ihre Häupter im warmen Winde. Auf den Rasenflächen, an denen sie vorüberrollten, trieben Zitronenfalter ihr gaukelndes Spiel, und ganze Scharen von Amseln und Staren durchsuchten hüpfend und laufend ihre insektenreichen Vorratskammern.

Liskas Augen hingen voll Entzücken an diesem Vorspiel ihrer Erwartungen. Jeder Sprengwagen, jede Postfuhre, die ihnen begegnete, jeder Milchkarren gewann für sie heute ein besonderes Interesse. Die

Schulkinder, die Straßenkehrer, ja selbst ein paar sich balgende Hunde hüllten sich in ein anziehendes Licht. Und nun der Bahnhof mit seinem Menschengewühl, aus welchem sie in die Abfahrtshalle trat, trotz reichlichen Handgepäcks alles begeistert in sich aufnehmend, was ihren strahlenden Blicken sich darbot!

Die Rätin, immer noch die blühenden Farben auf Liskas Wangen vermissend, versuchte wiederholentlich ihr Essen und Trinken aufzunötigen, aber vergebens.

„Laß nur, Mutterchen! Es ist zu schön, zu schön —"

Und so flogen sie dahin, an Städten, Feldern und Wäldern vorbei, bis das Sonnengestirn zum Westen hinabzugleiten begann, und der Freistadter Kirchturm aus dunstigem Glanz seine Spitze zur Höhe reckte.

Wohl zog es die Rätin mit tausend Banden zuerst nach dem Grabe ihres Gatten, aber um Liska nicht noch mehr zu erregen, unterdrückte sie das sehnende Verlangen und verschob dieses Wiedersehen auf die noch fernliegende Heimkehr.

Jetzt ein langgedehnter Pfiff — Freistadt!

Da stand Herr v. Warnulf grüßend auf dem Bahnsteig, den die Rätin damals bei ihrem Umzug nach Berlin mit tausend Tränen verlassen. Jetzt winkte sie lächelnd zum Fenster hinaus.

Und da kam auch schon der Diener, um das Handgepäck in Empfang zu nehmen, und endlich standen sie draußen in der sinkenden Sonne, voll Herzlichkeit empfangen und zum Wagen geleitet.

Das war eine Fahrt! Ein klein bißchen Abendrot lugte schon durch die hochstämmigen Tannen und Buchen zu beiden Seiten der Straße, die mitten durch den schönsten Forst zum freien Felde führte. Und diese Felder! Roggen und Weizen hoch in Ähren, im flüchtigen Wind sich neigend, durchsprenkelt von blauen und

roten Blumen — Wiesen dann, Kleefelder weiß und purpurn, noch von Bienen umsummt.

Liska, neben ihrer Mutter im Wagenfond sitzend, faltete die Hände vor überströmendem Glück, während Herr v. Warnulf das Schimmelpaar hurtig ausgreifen ließ, bis das Herrenhaus, seine massiven Mauern rotumflossen, in Sicht kam.

Wohl wollte der Rätin in rückerinnerndem Schmerz das Herz bei diesem Anblick erlahmen, aber da stand schon Frau v. Selbitz, Warnulfs verwitwete Schwester, am Wagenschlag und streckte ihre Hände aus.

„Willkommen! Von ganzem Herzen willkommen!“

In ihrer Umarmung verschwand der Druck auf Frau Müllbrichs Brust, um so mehr, als die schüchtern hinter ihr stehende Liska jetzt von Warnulf väterlich geküßt und von seiner Schwester zärtlich umfangen zur Eingangstür geleitet ward.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ sagte der alte Barnekower, die Hand der Rätin bewegt an seine Lippen drückend, „daß Sie mir diese Freude machen, und kann nur bedauern, Sie nicht schon eher hier haben begrüßen zu können.“

Obwohl der Anblick aller Räume dieses Hauses mit düsteren Erinnerungen auf sie einstürmte, fühlte die Rätin doch eine wehmütige Freude, ihren Fuß dahin zu setzen, wo ihr Gatte zuletzt geweilt — und so konnte sie die noch ganz glückstrunkene Liska zur Gutenacht ohne Tränen fest an ihr Herz schließen.

Und welch Erwachen!

Die ganze Rosenherrlichkeit und Sommerschöne lag vor ihren Fenstern ausgebreitet, und so viel Himmelsbläue wölbte sich darüber hin, daß in ihrem Glanz alle anderen Farben sich aufzulösen schienen. Und dieses Zwitschern und Flöten! Und wenn der

Abend kam, noch der Schlag der Nachtigallen im Parkgehölz!

So konnte es nicht fehlen, daß die eingebüßte Frische sich bei Liska rasch wieder einstellte. Nicht unbedeutend in ihrer Krankheit gewachsen, verriet sich die Ebenmäßigkeit ihrer Glieder in überraschender Weise. Das zarte Email ihres Blondinenteints und die Fülle ihres Haares machten sie zu einer seltenen Erscheinung, auch ohne das entzückend geformte Gesicht, dessen kindliche Züge harmlose Herzensgüte und unbewußte Lebensfreude so fesselnd widerspiegelten.

Sie wurde im Handumdrehen der Liebling aller. Zu all und jedem bereit lief sie mit Herrn v. Warnulf auf die Felder und in die Ställe, fuhr mit ihm in den Wald und kutschierte zu seinem Ergötzen das leichte Wägelchen mit dem Ponygespann mit großer Geschicklichkeit. Der Wirtschafterin half sie beim Füttern des Hühner- und Entenvolks, dem Gärtner im Obst- und Gemüsegarten, Frau v. Selbitz trug sie Fußkissen und Schultertuch nach — aber mit unendlicher Sorgfalt umfaßte sie überall und stets ihr vielgeliebtes Mutterchen.

Ging sie in ihrem großen Strohhut mit einem frisch gewundenen Kranz freundlich grüßend durchs Dorf, lachte mit den Kindern und scherzte mit den Müttern, so sahen ihr alle mit staunenden Blicken nach, die Burschen lüfteten schon von weitem die Mützen, und manch biederer Hausvater hielt ihr freimütig die schwielige Hand entgegen. Mit dem Inspektor und dem Förster schloß sie innige Freundschaft, sowie mit dem Oberschweizer und dem Schäfer, die ihr jedes neugeborene Kälbchen und Lämmchen vorstellen mußten.

„Das könnte eine prächtige Landfrau abgeben,“ scherzte Warnulf, ihr die heiße Wange klopfend, bevor sie mit der Futterschüssel im Hühnerhof verschwand.

Dann wurde er ernst. „Ich meine, Frau Müllbrich, wir beide machen nun mal allein einen Waldspaziergang — die Kleine ist dabei entbehrlich.“

Immer schon hatte die Rätin diese Aufforderung erwartet, die aber Warnulf in guter Absicht aufgeschoben hatte, um die durch Pflege und Sorgen angegriffene Frau erst besser gekräftigt zu sehen. Sie nickte ihm jetzt stumm und dankbar zu.

Die Sonne lag noch heiß über dem Giebel des Herrenhauses, als Warnulf die Rätin durch die Hintertür ins Freie führte.

„Wir gehen nun denselben Weg,“ sagte er, „den Müllbrich in der letzten Nacht seines Lebens gegangen ist. Diese Stufen —“

Er hinderte es nicht, daß sie stehen blieb und auf die steinernen Stufen sekundenlang niederblickte.

Lichtvergoldet alles, das weite Land ein Bild des Segens und des Friedens — die Lerche schwebte noch hoch darüber und jauchzte ihr Lied in die schmeichelnden Lüfte.

„Damals,“ fuhr Warnulf, neben der Rätin hinschreitend, fort, „war's November, und die Gegend kahl und von Nebelregen durchtränkt. Der schmale Steig hier über die Wiesen, in den wir jetzt einbiegen, und dann über die Koppel fort ist der nächste Weg zum Walde.“

Sie fand keine Frage. Aber er dachte für sie.

Lange, lange hatten Wind und Wetter die Spuren seiner Schritte verweht, und unzählige Füße waren darüber hingeschritten, ihr aber war es, als sei es noch derselbe Grund, dieselbe Erde, die seine Sohlen berührt, und ein Gefühl unaussprechlicher Andacht heiligte ihr diese stummen Zeugen seines letzten Ganges. Sie sah hinüber auf die ferne Landstraße, wo damals die mit

Jagdbeute schwer beladenen Leiterwagen im Abendnebel heimrollten, und wieder vorwärts auf den dunklen Waldsaum, aus dem ein kühler Anhauch ihnen entgegenwehte.

„Hier,“ sagte Warnulf auf eine Schneise deutend, die ins Herz des Waldes hineinführte, „hier und dann dort — der schmale Weg.“

Er ging voran, quer durch die Stämme, in deren Wipfeln ein leises Rauschen verschwebte. Aus der Ferne ertönte geheimnisvolles Spechtklopfen und der girrende Lockruf der Waldtaube. Dicht und dichter deckte der Nadelteppich den Boden, und das Dürrlaub der Eichen breitete seine raschelnde Blätterfülle über holpriges Wurzelgeflecht.

Nun kam der breite Graben, noch höher angefüllt mit verwesendem Laub, in den damals der Brandstifter und Wilderer Riedel auf seiner Flucht erschöpft niedersank. Jetzt führte ein Laufsteg hinüber.

Langsam folgte die Rätin ihrem schweigsamen Führer, der sich nie zurückwandte, um ihre Empfindungen nicht zu stören.

Jenseits des Grabens durchschritt Warnulf ein kleines Gehölz — da lag die Lichtung vor ihnen, blinkte im Sonnenglast der Weiher. Und da stand auch am Buschrande der weitverästelte und knorrige Eichenstamm — vor ihm das Kreuz in festgefügtem Gitter.

Warnulf ging daran vorüber, in die Lichtung hinaus. Sie aber mit fest ineinandergeschlungenen Händen und farblosen Zügen trat hinzu.

Das Rauschen in den Baumkronen zog feierlich über das moosige Grün, als schlage hier das Herz des Waldes, als pulsiere sein reicher Lebensstrom durch dieses brausende Schweigen.

Der Rätin war es, als träte sie in eine andere Welt,

woselbst der Schmerz die Stacheln von sich tut, Seelenwunden ungeätzt ausbluten. Die Tränen, die ihr hier kamen, umschleierten den bitteren Gram gelinder, sie stumpften die scharfen Ecken daran ab und milderten ihn wohltuend.

Langsam, die Hände fest um das Gitter schließend, sank sie in die Kniee auf dem heiligen Grunde, und alles Glück, das ihr einst gehört und niemals von ihr weichen konnte, senkte sich — ein ewiges Heiligtum — verklärt wie etwas Neugeschenktes in ihr Herz. Es verblich in ihr das düstere Nachtbild dieser Stätte im Glück jenes Tages, der sie zum frohen Weibe machte an Müllbrichs Seite. Dieses Glück stand unbeweglich vor ihr, es beugte sich zu ihr nieder im wehenden Winde, es rauschte über ihr im Wipfeldom, es sprach zu ihr im Gurren der Waldtauben, die sich im Liebeslied, dem Ewigkeitsgesang der Natur, zu grünen Tiefen lockten.

Kaum fühlbar war die Hand, die sie emporhob. „Wir wollen wieder gehen," sagte Warnulf leise.

Sie sah das feuchte Funkeln in seinem Auge und, hingerissen von unaussprechlicher Reue, umfaßte sie seine Rechte. „Wäre ich doch in Freistadt, in Ihrer Nähe geblieben! Warum mußte ich so schwach, so töricht nachgiebig sein?"

Er drückte ihre Hand mit warmer Kraft. „Wir irren in guten Tagen. Wie sollten wir es nicht in kummervollen!"

„Ich glaube," sagte sie leise, den Blick noch einmal auf die Stelle richtend, wo sein sterbendes Haupt geruht, „daß Leopold mir den Irrtum verzeihen würde, wüßte er, wie ich gelitten habe — nicht nur durch seinen Tod."

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Welch gütiger Vormund wären Sie meinem —

Leopolds Kind gewesen!“ sagte sie mit zitternder Stimme.

„Wer kann das wissen!“ scherzte er. „Vielleicht ein ganz barbarischer.“

Sie lächelte. „So wie jetzt als Gastfreund.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Müllbrich,“ versetzte er, für eine Weile ihren Arm in den seinen legend, um ihr den Abschied von dieser Stätte zu erleichtern, „die Kniebelsche Gesellschaft hat auch ihr Gutes. Sie verschönt mich in Ihren Augen. Fragen Sie mal meinen Sohn, ob der seinen alten Herrn auch so scharmant findet. Jetzt tut's mir doch zuweilen leid, daß ich ihn so weit fortgeschickt habe. Aber jeder macht Fehler. Er ist nämlich eine goldene Seele, der Junge — ganz die Mutter. Wenn er sich bloß nicht mal mit seinem Herzen 'reinlegt — das ist jetzt meine Furcht. Man will doch auch sein bißchen Altersglück in den Kindern haben!“

Die Rätin lächelte. „Jetzt doch noch nicht!“

„Ich lasse ja mit mir handeln,“ sagte er gutgelaunt.

Dann schritten sie aus dem Walde.

Jetzt schlug er einen anderen Weg ein, der über die Felder zum Dorfe führte. Ein starker Heugeruch und süßer Kleeduft verschmolz zu einem Luftbalsam, den die Rätin mit tiefen Atemzügen in sich einsog. Die Grillen zirpten im Grase, fleißige Bienen sammelten die letzte Abendtracht.

Die sauber gehaltene Dorfstraße entlang führte er sie an schmucken Arbeiterhäusern und ihren Vorgärten vorüber. Die Linden am Brunnenplatz verschütteten ihre Blüten im Abendwind, und vom Dorfteich her in langen Zügen kam das Gänse- und Entenvolk zu den Stallquartieren heranmarschiert. Die Kinder spielten lärmend vor den Türen, der Rauch der Herdfeuer stieg

in grauen Säulen zum Himmel auf, und leise, wie zögernd von der Luft getragen, durchläutete die Feierabendglocke den überlebten Tag.

Etwas zurückgebaut, abseits der Straße, stand ein Häuschen, aus roten Backsteinen aufgeführt, die in den letzten Sonnenstrahlen wie Purpur aufglühten. Über seine blinkenden Fenster rankte sich die japanische Kletterrose, weiß und rot, vom Boden bis zum First hinan, ein dichtes Blütennetz um seine Mauern flechtend. Nur da, wo über dem Hauseingang die Türumrahmung sich wölbte, hing in schwellenden Trauben die lilablaue Glyzinie in üppiger Fülle herab und hüllte das schlichte Pfostenwerk in einen märchenhaften Mantel.

Die Rätin blieb entzückt stehen. „Wie wundervoll! Welche Farbenpracht!“

„Nicht wahr?“ sagte Warnulf sichtlich erfreut. „Sieht nett aus, das Ding! So lange ist's noch nicht her, da war's der reine Katen. Was tut der Mensch nicht, wenn's ihm Spaß macht! Mir hat's Spaß gemacht. Ich hatte das Glück, einst einen unübertrefflichen Seelsorger im Pfarrhause zu haben. Wie es so geht. Die Besten müssen oft viel zu früh von uns gehen. Na, er starb also zu meinem Kummer, und die Frau sehr bald danach. Nun war da noch ein Familienanhängsel, ein wahres Kabinettstück an Güte und Treue, der hab' ich den kleinen Katen ausgebaut, damit sie einst auch bei den anderen ruhen kann, und hab' ihr aus einer Stiftung ein kleines Einkommen erwirkt. Da haust sie nun in diesem Blumenwirrsal — ich nenne sie immer die Blumentante — das alte, brave Weiblein. Hartleben heißt sie, Alwine Hartleben. War eine Base vom Pastor Hartleben.“

Frau Müllbrich zuckte zusammen. „Hatte der Pastor einen Sohn?“ fragte sie hastig.

„Ja. Auch ein Prachtmensch wie der Alte. — Aber Sie kennen ihn ja, Frau Müllbrich,“ unterbrach er sich. „Er stellte mich Ihnen ja vor.“

„Ich kenne ihn,“ sagte die Rätin mit steigender Röte, „und schätze ihn sehr.“

„Na, sehen Sie! Da ziehen wir mal wieder einen Strang. Er pflegt hin und wieder die Blumentante zu besuchen und unterstützt sie nebenbei sehr anständig.“

Die Rätin senkte das Haupt. Jedes Wort, das er sprach, klang ihr wie eine Verurteilung Hardas im Ohr. Das Herz tat ihr weh davon.

Der letzte Brief, den sie erhalten hatte, in Eile geschrieben und vom Bevorstehenden ganz erfüllt, kündigte ihr eine Reise nach Japan an und längeren Aufenthalt daselbst.

„Ich möchte das alte Fräulein aufsuchen,“ sagte sie leise.

„Wird sich riesig freuen und geschmeichelt fühlen,“ scherzte er aufmunternd. „Meine Schwester ist auch gut Freund mit ihr. Ganz abgesehen von Setzlingen und Sämereien, ist sie für die Armen im Dorf der reine Segen. Und wenn Sie mal eine Göre in nett gestrickten Strümpfen oder Jäckchen sehen, da hat sie's von hier aus weggetragen. Grüßen Sie sie von mir.“

Er schwenkte seine Mütze und ging dem Gutshause zu.

Frau Müllbrich stand vor dem Glyzinienbogen und öffnete die Haustür. Ein feiner Klingklang ging von der Flurglocke aus und rief ein Mädchen herbei, das die Fremde mit stummer Neugier anstarrte.

„Ist Fräulein Hartleben zu Hause?“

Keine Antwort.

Da ging die Seitentür ein wenig auf, und durch die Spalte guckte ein sanftdurchfurchtes Antlitz. Das

glattgestrichene graue Haar war mit einem schwarzen Spitzenhäubchen bedeckt.

„Ich bin da. Verzeihen Sie — die Kleine ist noch ungeschult. Bitte, treten Sie ein. Wohl der Besuch des Herrn v. Warnulf?“

„Frau Müllbrich —“ sagte die Rätin, die halbbehandschuhte Hand der alten Dame in die ihre schließend und zugleich einen Blick voll innigsten Behagens durch die Stube gleiten lassend. „Mein Mann war Amtsgerichtsrat in Freistadt.“

Die Zimmerdecke war niedrig, und die Fenster waren klein, einfach die Tapete und der weiße Kachelofen in der Ecke. Aber dafür erstrahlte ein blühender Blumenflor auf den Fensterbrettern und sank in zwei Ampeln von der Decke nieder. Ein Kanarienvogel schmetterte sein Abendlied.

„Sie setzen sich doch?“ fragte das alte Fräulein, ihren Gast zum Sofa führend, das unbekannt mit jeglichem Modewechsel kräftige Farbentöne zeigte und unter gehäkelten Schutzdeckchen ein gesichertes Dasein führte.

Da stand ein kleines Pianino neben der Flurtür, und auf dem Nähtisch am Fenster lag das Klöppelkissen, von dem das Fräulein soeben aufgestanden. Es hingen schöne Stiche an der Wand, die Raffael’sche Madonna in der Mitte. Das Bücherregal mit vielgelesenen Bänden beherrschte einen Eckplatz.

Das war das Heim, das so viel Spott und Mißachtung hatte über sich ergehen lassen müssen von seiten der Familie Kniebel, davon sich Harda mit verächtlichem Lächeln abgewandt.

Die Rätin sah auf, als wollte sie das alte Fräulein für diese Unbill um Verzeihung bitten. „Es ist sehr hübsch bei Ihnen.“

„Sie wissen, wem ich es verdanke?“

Die Rätin nickte. Es zog sie immer wärmer zu ihr hin. „Ich hätte Ihnen Grüße bringen können von Ihrem Neffen, hätte er gewußt, daß ich nach Barnekow fahren würde," sagte sie leise.

„Mein Neffe? Es freut mich sehr, daß Sie ihn kennen." Sie senkte die Stimme und schüttelte den Kopf. „Ich hatte viel Kummer um ihn in letzter Zeit. Es ging ihm gar nicht gut. Er litt schwer. Es ist ja nichts Wunderbares, daß er sich verliebt hatte, aber das Mädchen hat ihn, wie er mir kurz andeutete, arg getäuscht. Ich las aus seinen Zeilen, wie er sich grämte. Erst schien er seiner Sache ganz sicher zu sein. Auf einmal kam's ganz anders. Nun, das Herz will Zeit haben, wieder ins richtige Gleis zu kommen."

„Den Namen des Mädchens wissen Sie nicht?" fragte die Rätin beklommen, als laste die ganze Schuld auf ihr selbst.

„Nein. Mein Neffe ist ein verschwiegener Mensch. — Wie würde ich dieses Mädchen um seinetwillen geliebt haben!" fuhr sie fort, zur Beruhigung ein paarmal über ihren grauen Scheitel streichend. „Wie stolz könnte sie auf ihn gewesen sein! Wie sicher hätte er sie durchs Leben geführt!"

Die Rätin nickte. Lange konnte es nicht mehr dauern, dann klärte sich der Sachverhalt von selbst auf. War es da nicht besser, sie überwand sich und bekannte die Wahrheit, deren Enthüllung nur noch an einem Fädchen hing?

Sie beugte sich vor und drückte die hagere Hand im schwarzen Halbhandschuh. „Sie sollen es von mir erfahren — es war meine älteste Tochter, die er liebte. Sie aber zweifelte an ihrer Liebe zu ihm und heiratete einen anderen, den sie zu lieben glaubt. Mir ist ein Herzenswunsch damit für immer verloren gegangen."

Das alte Fräulein, erst verdutzt, dann unwillig aufblickend, gewann allmählich ihre sanfte Freundlichkeit zurück. „Ich kann Ihre Enttäuschung verstehen," sagte sie mit einem Anflug liebevollen Stolzes, „da ich Ihre Wertschätzung meines Neffen nur gerechtfertigt finde. Er wird es überwinden. Und dann ist es ja gut, daß Ihre Tochter sich beizeiten über sich selbst klar wurde. Besser vor der Ehe als nachher. Wir wollen hoffen, daß sie es einstmals nicht zu bereuen hat."

Der Rätin ging es wie ein Stich durchs Herz. „Er hat uns viel von Ihnen erzählt," sagte sie dankbar aufschauend, „und mit großer Anhänglichkeit. Das war's, was mich hierher zog."

Fräulein Hartleben nickte einverstanden. „Es freut mich, Frau Amtsgerichtsrat." Einen Moment zögerte sie, dann umschloß sie die Hand der Rätin liebevoll. „Sie haben selbst so Schweres schon erfahren. Gerade hier im schönen Barnekow traf Sie ein harter Schlag. Mir dürfen Sie es glauben, daß alle hier mit Ihnen trauerten."

Die Rätin nickte stumm. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Da schreibt mir vor einiger Zeit," sagte das alte Fräulein ablenkend, „der Joseph Riedel aus dem Zuchthause einen langen Brief."

Frau Müllbrich horchte erregt auf.

„Mein seliger Vetter hatte ihn als Konfirmanden unterrichtet, auch später noch auf sein trotziges Gemüt zu wirken versucht. Dessen erinnert sich nun der in die Irre gegangene Mensch und beteuert mir seine bessere Einsicht von jetzt an."

„Bessere Einsicht?"

„Er schwört, die Brandstiftung nur im Zornesrausch begangen zu haben, von langer Überlegung und Ab-

sicht sei keine Rede gewesen. Er hätte Grund gehabt, den Müller zu hassen, aber nie sei es ihm in den Sinn gekommen, Menschenleben zu gefährden. Er büße schwer, was er in der ersten Wut getan."

„Von dem, was in der Nacht — damals geschah, erwähnt er nichts?" fragte die Rätin hastig.

„Doch. Er gibt zu, daß er in den Barnekower Wald geflüchtet sei und sein dort verborgenes Gewehr geholt habe. In der Notwehr würde er vielleicht auch Ihren Herrn Gemahl, wenn ihm von diesem Gefahr gedroht hätte, erschossen haben. Doch sei er gänzlich schuldlos an dessen Tod. Es könne kommen, daß sich dies einmal ausweise —"

„Ausweise?" rief die Rätin erregt dazwischen. „Das verstehe ich nicht recht. Es ist ja schon erwiesen."

„Er hat sich im Zuchthaus musterhaft geführt," fuhr Fräulein Hartleben ruhig fort. „Es lag ein Zeugnis aus der Anstalt bei. So hoffe ich, daß auch über dies Vergehen eines Barnekower Kindes Gras wachsen wird, wenn er fortan auf rechtem Wege bleibt."

„Einmal sich ausweise?" flüsterte die Rätin, ohne das Gesagte beachtet zu haben. „Wie denn? Das sind ja bloße Redensarten. Wie oft hat man schon von derartigen Unglücksfällen auf der Jagd gelesen! Was soll sich da erst ausweisen?"

Fräulein Alwine nickte beipflichtend. „Sehr wahr, sehr wahr! — Frau Amtsgerichtsrat," fuhr sie ablenkend fort, „das hübsche junge Mädchen, das ich so oft durchs Dorf gehen sehe, ist wohl die Schwester —"

„Die Stiefschwester. Mein erster Mann hieß Kniebel. Darf ich die Kleine einmal mitbringen?"

„Von Herzen gern werde ich sie begrüßen."

Die Rätin verabschiedete sich mit dem Versprechen baldigen Wiederkommens, von dem alten Fräulein bis

vor die Haustür begleitet. Des Mondes Sichel stand noch farblos im Osten. Jetzt aber strömten die Holunderbüsche in allen Gärten Duftwellen aus ihren Blütenmassen, und über den Lindenwipfeln durchs verlöschende Tageslicht stieg, ein flimmerndes Juwel, der Abendstern zur Himmelshöhe auf.

Zu Frau Müllbrichs Empfang stand Warnulfs Diener bereit. Was der Gang in den Wald und das Gespräch im Blumenhaus in ihr rege gemacht, ließ sich nicht länger unterdrücken.

„Friedrich," sagte sie, „ich möchte gern einmal das Zimmer sehen, in dem — Jetzt kann ich es wohl ertragen."

Er ging ihr ehrerbietig vorauf, den Quergang entlang, an dessen vorderem Ausgange Diener- und Wirtschaftsstuben gelegen waren und weiterhin die Reihe der Fremdenzimmer.

„Dieses hier ist's, Frau Amtsgerichtsrat." Er trat ein und zog die Vorhänge zurück, daß allsogleich ein Dämmern durch den Raum floß.

Sie stand regungslos.

Links das weißverhangene Bett, darin ihr Gatte hatte ruhen sollen und zu dem er nicht mehr zurückkehrte, der Pfeilerspiegel zwischen den Fenstern und rechts das altmodische Zylinderbureau.

„Es steht noch alles so wie damals," sagte der Diener leise. „Der gnädige Herr hat das Zimmer bis jetzt nicht mehr bewohnen lassen."

Die Rätin sah — und sah doch nichts. Sie ging wie durch ein Heiligtum mit unhörbaren Schritten zum Bett und legte ihre Hand darauf.

Der Diener öffnete den Schreibtisch und zog ein Schubfach heraus. „Hier, Frau Amtsgerichtsrat, nahm ich den Briefumschlag für den Herrn Amtsgerichtsrat heraus."

Sie schrak aus tiefer Versunkenheit auf und ihre überfließenden Augen trocknend, sagte sie kaum verständlich: „O, Friedrich, was soll's denn nur mit dem Umschlag gewesen sein?"

„Hier," sagte der schon bejahrte Diener, auf den Sessel neben dem Bett deutend, wo er damals Müllbrich beim Umkleiden geholfen, „hier, Frau Amtsgerichtsrat, habe ich dem Herrn den Umschlag in die Hand gegeben. Hier hat er ein Blatt aus seiner Brieftasche gerissen und geschrieben. Ich sah es ganz deutlich im Hinausgehen."

„Es ist zum Irrsinnigwerden," murmelte die Rätin, die Hände gegen die Augen drückend. „Wo soll das Schreiben denn nur geblieben sein?"

Der Diener zuckte die Achseln. „Frau Amtsgerichtsrat," sagte er mit ehrerbietigem Nachdruck, „der verstorbene Herr Amtsgerichtsrat war zornig, als er heraufkam, oder verstört, wie nach einem großen Schreck. Ich sah ihn bleich und rot werden beim Umkleiden. Sehr finster hat er vor sich hin gesehen und nichts von allem gehört, was ich ihm vom Riedel erzählte."

Die Rätin ließ vor Staunen die Hände sinken. „Mein Mann zornig und verstört? Hier, wo er so glücklich und gern war?"

„Der gnädige Herr will's auch nicht glauben. Es ist aber so. Ich hab' es mir nachher so zurechtgelegt, der Herr Amtsgerichtsrat hätte sich unten über etwas geärgert und konnte sich nicht so schnell beruhigen."

„Niemals," sagte die Rätin, die Hand wie zum Schwur erhebend, als sei ihr Gatte unsichtbar im Zimmer und höre, was sie sprach, „konnte in diesem Hause von Ärger und Kränkung die Rede sein, wo er so gern gesehen war. Er hatte nirgends Feinde, nur Freunde. Wie wäre hier jemand von den anderen Gästen darauf

gekommen oder in der Lage gewesen, ihn zu kränken, ohne daß Herr v. Warnulf darum gewußt hätte, der stets zugegen war?"

„Ich weiß es nicht, Frau Amtsgerichtsrat, ich sage nur, was ich gesehen habe."

„Aber es muß doch Sinn und Verstand haben, was Sie gesehen haben wollen, Friedrich," flüsterte die Rätin ungeduldig. Wie sie es sagte, sah sie die Brieftasche vor sich und das abgerissene Blatt darin — und das lähmende Grauen, das Erschauern vor etwas Unbekanntem packte sie wieder an und schloß ihr den Mund.

Sie trat ans Fenster und blickte schweigend in die verdämmerte Ferne. Es war ihr, als stehe sie auf unbekanntem, gefahrdrohendem Boden, und über ihr mit seiner blinkenden Sichel hing der Mond gleich einem übermächtigen Fragezeichen, das nie von ihren Augen weichen würde.

Der Diener hüstelte hinter ihr. Da wandte sie sich um, umfing noch einmal mit vollen Blicken das dunkelnde Gemach und ging hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

Für Liska war es ein Jubeltag, als sie mit ihrer Mutter dem Blumenhäuschen nun auch im Innern einen Besuch abstatten konnte. Sie fand es über alle Beschreibung herrlich, und weil die Freude ihr so reizend aus den Augen leuchtete, ließ das alte Fräulein sich's nicht verdrießen, sie durch das ganze Haus zu führen.

Auf der anderen Seite des Flurs schloß sie eine schöne, helle Stube auf. „Mein Fremdenzimmer — wenn mein Neffe kommt."

„O," rief Liska begeistert, „muß sich's hier entzückend wohnen lassen!"

„Versuchen Sie es einmal," lächelte Fräulein Hartleben, ihr die Wange streichelnd. „Sie sollen auch mit hübschen Blumentöpfen nicht zu kurz kommen."

Liskas Gesicht erstrahlte. „Mutterchen, darf ich?" Sie fiel zuerst der Rätin um den Hals und dann dem alten Fräulein, nachdem sie deren behandschuhte Rechte ein halbes dutzendmal an ihre Lippen gedrückt. „Darf ich das wirklich? Bitte, sagen Sie es nicht bloß so obenhin? Ich käme ja zu furchtbar — furchtbar gern!" Plötzlich besann sie sich in ihrem Eifer, nahm die Hand der Rätin und schmiegte sich fest an ihre Seite. „Aber von Mutterchen gehe ich doch nicht fort. Von meinem Mutterchen gehe ich keinen Schritt. Seien Sie nicht böse. Wir beide gehören zueinander. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte. Aber Mutterchen kann mich nicht entbehren — und ich mein Mutterchen auch nicht. Wir ziehen nämlich um, und die Marie entlassen wir auch und wirtschaften selbst," setzte sie stolz hinzu. „Ich gehe bei Mutterchen jetzt in die Kochschule — das heißt, wenn ich zu Ostern eingesegnet worden bin."

Fräulein Alwine, das Glück in der Rätin Augen lesend, nickte beistimmend. „Recht so, liebes kleines Fräulein. Aber später einmal — dann herzlich willkommen!"

„Auch meinen Dank!" sagte die Rätin. Sie hatte keine Ahnung, daß ein Tag kommen sollte, an dem sie ihr Kind von sich fort in diesen stillen Frieden geben würde. —

An die Geschwister Kniebel hatte sie mehr als eine Nachricht gelangen lassen in diesen zehn schönen Wochen, aber nur aus Hotel Axenstein am Vierwaldstätter See eine Ansichtskarte mit kurzem Gruß zurückerhalten. Ein schweres Geschütz war zwischen ihnen aufgefahren und drohte jeden Augenblick loszudonnern.

In dieser angenehmen Voraussicht hieß es Mitte August das gastliche Barnekower Herrenhaus verlassen. Umsonst war alles Zureden der Frau v. Selbitz und ihres Bruders, dem die Hinterbliebenen seines Freundes warm ans Herz gewachsen waren, die Ferienzeit noch zu verlängern.

„Liska hat alle Ursache, die noch verbleibende Schulzeit auszunützen,“ sagte die Rätin, welche der stumme Groll der Kniebels täglich mehr bedrängte. „Sie wird dereinst auf ihr Wissen und Können im Leben angewiesen sein.“

So kam der Moment, da der offene Wagen im Frühsonnenschein eines herrlichen Augusttages wieder auf der Rampe hielt, und Warnulf die bewegt dargereichten Hände der Rätin zum Abschied küßte, jedes Dankeswort schon im Entstehen erstickend und ablehnend.

„Übers Jahr, übers Jahr — wenn's wieder so kommt,“ sagte er launig, um die betrübsame Stimmung zu zerstreuen. — „Fräulein Liska, in der Handtasche hat meine Schwester ihre ganze Liebe zu Ihnen in Papierhüllen verpackt — zuckersüß!“ Dabei nahm er ihren Blondkopf, bevor sich der über seine Rechte neigen konnte, in beide Hände und drückte ihn an seine Lippen. „Na, was ist denn das? Sie wollen uns doch keine Überschwemmung zurücklassen?“

Da lachte sie, wischte die Tränen aus den Augen und sprang ihrer Mutter nach in den Wagen.

Friedrich schwang sich zum Kutscher auf den Bock, und fort rollten die Räder — über den Gutshof, das Dorf entlang, zwischen grüßenden Insassen hindurch, am Blumenhäuschen vorbei, wo Fräulein Alwine mit zwei sinnig gewundenen Sträußen harrend am Wege stand.

„Zum Andenken!“ sagte sie, ihre Gabe hinaufreichend und beider Hände herzlich drückend. „Wenn Sie meinen Neffen sehen sollten — meine besten Grüße!“

Frau Müllbrich nickte bewegt. „Ich werde sie getreulich ausrichten.“

Sechzehntes Kapitel.

Der erste Gang, den die Rätin daheim machte, war ein Gang zu den Kniebels, eine Art Bußgang, um die Zürnenden zu besänftigen.

Es fiel ihr ein Stein vom Herzen, als sie hörte, daß vor Ende September an keine Rückkehr der Geschwister zu denken sei. Erleichtert gab sie ihre Visitenkarte ab und bat nur, ihr den Tag der Heimkehr vorher mitteilen zu wollen, um ihn durch Darbringung einer Begrüßungsspende mitfeiern zu können.

Wie glücklich war sie in dem Gedanken, daß jede Kniebelsche Unterstützung nun bald ein Ende haben werde. Aber auch, wenn sie die Mittel gehabt hätte, selbst für Liskas Unterricht zu sorgen, würde sie niemals gewagt haben, den Kniebels hierin den Stuhl vor die Tür zu setzen. War sie doch schon in größter Verlegenheit, da nun bald der Umzug herannahte, und der Verkauf ihrer nicht unterzubringenden Möbel in Aussicht stand, ob ihr das Recht zukomme, Hardas zwei Zimmereinrichtungen dem Auktionator mitzuübergeben. Sie waren damals vom Vormund und Verwalter des Vermögens ihrer Tochter beschafft worden, also von dem Gelde, an welches sie — die Erziehungsgelder ausgenommen — nicht den mindesten Anspruch hatte.

Auf eine bezügliche Anfrage nach Ostende, wo die

Kniebels Nachkur hielten, bekam sie durch Fräulein Lilla die Weisung, Hardas Einrichtung versteigern zu lassen und den Erlös auf der Sparkasse einzuzahlen.

Und dann kam die Stunde, da sie zum letzten Male durch die leeren Räume ging, während Liska bereits in der neuen Wohnung Ordnung schaffte.

Gedankenvoll und müde schritt sie dann die Straße hinab. Wie würde sich das neue Leben gestalten?

„Ich freue mich, gnädige Frau —“

Sie sah erschreckt auf. „Ah, Herr Hauptmann —“

Hartleben sah wieder frisch und wettergebräunt aus. Ausgenommen einen schwermütigen Zug um die Lippen, besonders wenn er lächelte, erinnerte nichts mehr an die Episode des verflossenen Winters.

„Ich habe schon gehört von Ihrem Barnekower Besuch,“ sagte er herzlich.

„Viele Grüße von Ihrer lieben Tante bringe ich Ihnen,“ erwiderte sie freundlich.

„Besten Dank. Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie ein Stück.“

„Sehr angenehm, aber ich habe wenig Zeit. Wir ziehen heute um.“

„Da hätte ich Ihnen gern meinen Burschen zur Verfügung gestellt.“

Es kam eine leichte Verlegenheit über sie. „Sehr gütig! Aber so eingeschränkt wie jetzt —“

Er verstand. „Wenn es mir gestattet wäre, auch die neue Wohnung —“

„Sie ist zu klein,“ fiel die Rätin ein. „Liska und ich —“

„Für die Bezeigung meiner Hochachtung ist sie immer und allezeit groß genug,“ sagte er sehr warm.

„Dann, bitte, kommen Sie!“

Es waren keine Besuchshandschuhe, in denen ihre

müde gearbeiteten Hände heute steckten, und sie schwankte, den Daumenriß sichtbar werden zu lassen. Aber er sah gar nicht darauf hin, als er ihre Rechte fest in die seine nahm.

„Ich darf also kommen."

Sie sah ihm lange nach, als er sich raschen Schrittes entfernte. Seufzend ging sie ihrer neuen Wohnung zu.

Wie ein Triumphator, mit pendelnden Zöpfen und einer Quetschblase an der Hand, hatte Liska unter den abladenden Männern gestanden, jedes Stück mit heller Stimme an seinen Platz beordernd. Die Folge dieser außerordentlichen Tätigkeit war, daß beide Zimmer vollkommen eingeräumt waren, als Frau Müllbrich den Flur betrat. Selbst das Teewasser brodelte schon auf dem Gaskocher.

„Hier siehst du mich, hier hast du mich!" rief Liska ihr entgegeneilend und mit fröhlichem Stolz sie über die Stubenschwelle ziehend. „Mutterchen — ist's nicht hübsch? Na, was sagst du nun?"

Freilich war's hübsch — sehr traulich und hübsch! Schon weil des Gatten Bild über dem Sofa ihr ein Willkommen zuzurufen schien. Die Efeulaube am Fenster, der Schreibtisch in der Ecke! Frau Müllbrich wischte liebreich eine Portion Staub von Liskas Wangen. „Sehr gefällt es mir, Herzchen. Das hast du gut gemacht. Wie geschickt du doch bist, Kind!"

Liska errötete vor Freude. „Aber nicht böse sein, Mutterchen, wenn ich eigenmächtig gewesen bin. Komm!"

Da war neben der kleinen Küche ein noch kleinerer Raum für einen dienenden Geist, der jetzt nicht vorhanden war. Dieses Viereck, von Frau Müllbrich zur Rumpelkammer bestimmt, hatte Liska sich als Studier-

zimmer und Salon eingerichtet, derart, daß von Umdrehen nicht viel die Rede war, desto mehr von einem Möbelmagazin im kleinen.

Aber sie war doch selig. „Siehst du, Mutterchen, dadurch ist deine Stube viel geräumiger geworden, und ich brauche dir nicht die Ohren voll zu predigen.“

Voll mütterlicher Nachsicht nickte die Rätin beifällig. „Sehr hübsch. Bloß —“

„Alles ist untergebracht! Mein Ehrenwort — es stimmt!“

Es stimmte überhaupt alles zwischen ihnen und um sie her. —

Zur gegebenen Zeit schickte die Rätin einen blühenden Nelkentopf als Empfangsgruß in die Kniebelsche Wohnung, worauf sich die Geschwister eines Nachmittags unangemeldet und in höchst geschraubter Stimmung zur Dankesvisite einfanden.

„Wir haben nicht die Absicht, dich lange zu stören,“ sagte Fräulein Lilla, den Schatten des empfundenen Schreckens noch auf der Rätin Stirn erhaschend. „Wir wollen nur nicht gänzlich vergessen, meine liebe Thilde, daß unser Bruder Artur einst sein Herz an dich verlor.“

„Und uns daran erinnern,“ fügte Sebaldus mit mildem Nachdruck hinzu, „daß unser Pflichtgefühl über allen persönlichen Eindrücken steht, auch dann noch, wenn es von dir, meine gute Mathilde, übersehen, unterschätzt und vergessen wird.“

„Ich habe niemals —“

Herrn Kniebels horizontale Handbewegung schnitt ihr die Rede mitten durch. „Du hast, meine Liebe, du hast! Wir lassen uns keine Mätzchen vormachen. Wir sind im Gegenteil recht wohl unterrichtet.“

„Nur zu wohl,“ flüsterte Fräulein Rosa, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd.

„Und wir halten es für unsere Pflicht,“ fiel Fräulein Lilla ein, ihre Handschuhe auf den Schoß legend und einen Finger nach dem anderen daran in die Länge ziehend, „dich um unseres Arturs Angedenken willen zu warnen, wenn anders du nicht selbst schon klar in der Sache siehst.“

„In welcher Sache?“ fragte die Rätin errötend.

„Du erröteſt ja schon, Mathilde,“ rief Fräulein Rosa mit erstickter Stimme.

„Das tat ich immer, ohne es zu wissen. Meine Haut ist sehr fein und —“

„Wir wissen es, liebe Thilde, wir wissen es,“ sagte Fräulein Lilla mit einem Stich ins Boshafte. „Aber diese Feinheit kann uns nicht hindern, Familiensinn für dich zu haben. Du wirst ja wohl selbst begreifen, daß wir einer Erholung Liskas nie etwas in den Weg gelegt haben würden — auch ohne Scharlach.“

„Nicht?“ rief die Rätin, sich im Sessel jäh aufrichtend vor Überraschung. „Ich habe —“

„Du hast, meine liebe Mathilde, du hast!“ wiederholte Herr Kniebel, bedeutsam nickend. „Du hast alles — bloß eines nicht. Du hast nicht bedacht —“

„O, Mathilde!“ flüsterte Fräulein Rosa. „Du wirst doch nicht? Denke doch —“

Die Rätin, verlegen und beängstigt zugleich, wurde jetzt dunkelrot im Gesicht. „Was werde ich?“

„Nun,“ sagte Sebaldus, diesen Blutzirkulationseffekt mit einem Blick auf seine Schwestern bestätigend, „du wirst ja wohl wissen, daß eine Frau in deinen Jahren und mit deinem Äußeren bei einem Witwer —“

Die Rätin sprang auf. „Wenn ich um meiner Tochter willen —“ rief sie mit versagender Stimme. „Wenn ich mit meinem Kinde voll Dankbarkeit und Hochachtung zu Leopolds Freund und seiner Schwester —“

„Meine Liebe,“ fiel Sebaldus mit pädagogischer Strenge ein, „Dankbarkeit und Hochachtung, die du notwendig auch gegen unseren Bruder Artur empfunden haben wirst, hielten dich nicht ab, nach kaum Jahresfrist —“

Die Rätin schlug die Hände vor ihr Gesicht. Jetzt brannte das schwere Geschütz zwischen ihnen los, und der Schuß warf sie fast nieder. War es tatsächliche Befürchtung? War es Rache ob ihres Zuwiderhandelns? War es ein Eifersuchtsmittel, sie von dem unerwünschten Beistand loszureißen? Sie wußte es nicht. Das Herz schlug ihr in der Brust hoch auf vor Erregung.

„Eine dritte Ehe,“ sagte Fräulein Lilla, ihre Handschuhe langsam wieder auf die Finger ziehend, „wäre lächerlich.“

Frau Müllbrich rang mühsam nach Worten. „Und das wagt ihr mir zu sagen? Mir anzudichten? Vor Leopolds Angesicht hier oben wagt ihr mir solche Gedanken unterzuschieben? Mich und Herrn v. Warnulf derart zu beleidigen? Wenn er euch hörte — das hörte! Wo habt ihr nur das Herz und den Mut her, mir die kurze Freude so zu vergällen, selbst die Erinnerung daran mir so schmerzlich zu machen? Statt euch zu freuen, daß es mir mit den geringsten Mitteln durch Warnulfs Güte gelungen ist, Bleichsucht und Blutarmut von Liskas raschem Wachstum fernzuhalten. O, wenn ihr das Familiensinn nennt, dann ist dieser Familiensinn etwas Schreckliches!“

„Meine gute Thilde,“ sagte Fräulein Lilla unter den zustimmenden Blicken ihrer Geschwister, „wir haben nie Anspruch auf Anerkennung erhoben, nie auf Dank gerechnet. Auch diesmal sehen wir gänzlich davon ab. Du kannst ja tun und lassen, was du willst. Wer nicht hören will, muß eben fühlen. Du hast uns ja selbst erzählt, daß Yello Brankowan von seinem damaligen Besuch in Barnekow dir nichts gesagt hat —“

„Nun — und?“ fragte die Rätin, gespannt aufhorchend.

„Und? Er scheint demnach Herrn v. Warnulf und sein Haus nicht in demselben Maße gewertet zu haben wie du.“

„Nicht?“ Die Sprache ging ihr aus. Endlich sagte sie entrüstet: „Über den Mann meiner Tochter habe ich leider kein Urteil. Ihr habt mir weder Zeit noch Gelegenheit dazu gelassen. Aber Leopolds Freund kenne ich nun, und es gäbe mir keinen guten Begriff vom Grafen Brankowan, wenn er aus diesem Grunde Warnulfs Bekanntschaft und seinen Aufenthalt in Barnekow verleugnet hätte. Lieber glaube ich, daß er mich nicht an das erinnern wollte, was —“

„Meine liebe Schwägerin,“ fiel Sebaldus milde ein, „wir mögen uns Mühe geben, wie wir wollen, diese traurige Katastrophe nicht zu streifen, du selbst aber landest unweigerlich bei ihr — und zwar stets mit einem indirekten Vorwurf gegen uns. Das schmerzt. Wenn du es wünschest, dich gänzlich von uns zurückzuziehen und dich desto inniger an Herrn v. Warnulf anzuschließen —“

Der Rätin war's, als bekäme sie einen Stich.

„Dann lösen wir unsere Beziehungen noch in dieser

Stunde und nehmen von dir als der Frau unseres Bruders Artur Abschied."

Fräulein Rosa schluchzte auf. „Sebaldus — du brichst mir das Herz!"

Die Rätin rang mit aller Kraft danach, diese Kündigung als hochwillkommen an- und aufzunehmen. Aber Gewohnheit und Schüchternheit waren stärker als sehnlichster Wunsch. Sie konnte einen Entschluß nicht fassen.

„Du wünschest es? Oder nicht?" fragte Sebaldus.

Sie schüttelte den Kopf, der, wie unter der Folter liegend, glühte und brannte.

„Dann laß uns also ferner getreulich über dich wachen. Aber wache du auch selbst über dich!"

„Eine einzelnstehende Dame kann nicht vorsichtig genug sein," bemerkte Fräulein Lilla als liebenswerten Abschluß ihres Besuchs.

„Ach ja!" wisperte Fräulein Rosa, ihre Nasenspitze mit Frau Müllbrichs Wange in Berührung bringend.

Wie vom Alpdruck erlöst hörte die Rätin die Tür hinter ihnen zufallen. Dankbar faltete sie die Hände, daß Liska nicht daheim war und keine Silbe dieser entwürdigenden Vermutung an ihr Kindesohr, an ihr Kindesherz dringen konnte.

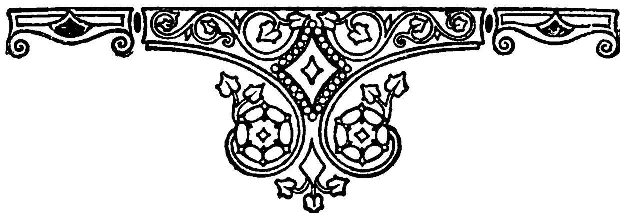
Es war ja bare Torheit, aber Frau Müllbrich lief im Geist doch die ganze Spanne Zeit ihres Verkehrs mit Warnulf selbstquälerisch von Anfang bis zu Ende durch. Nichts, gar nichts als etwas Solides und Greifbares im Küchenschrank, die letzte Sendung aus Barnekow: Hase, Honig und höchst schätzbare Produkte der Schweineschlächterei, die ihrer schmalen Wirtschaftskasse so treffliche Dienste leisteten.

„Leopold," flüsterte sie, zu ihres Gatten Bild aufschauend, „mein guter, lieber Leopold, du weißt, wie

es um uns steht — und daß, wenn wir jemand lieb haben, du ganz allein es bist."

Getröstet, wenn auch unzufrieden mit sich, den günstigen Moment der Trennung versäumt zu haben, nahm sie die Weihnachtsarbeit für Herrn v. Warnulf wieder auf, zu deren Begleitung Liska eine Zigarrentasche für Friedrich und eine Schürze für die Mamsell sehr geschickt und zierlich anfertigte.

(Fortsetzung folgt.)





Mistreß Elsie Hitchcok.

Humoreske von Gustav Valenti.

Mit Bildern von
Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Stufen, die zur Haustür emporführten, saß Elsie Menks und sah mit geröteten Augen die Vorstadtstraße hinab, die sich nach dem Hafen New Yorks hinzog. Sie war noch nicht frisiert, und mit Ausnahme der Tränen, deren Spuren von den blauschimmernden Augen bis zu dem von der Sonne leicht gebräunten Halse liefen, hatte wohl heute auch noch kein Wasser ihr hübsches Gesichtchen genetzt. Es sah wenigstens so aus, denn die Lippen waren blauschwarz umrandet, und das kecke Stumpfnäschen war an seiner Spitze mit derselben Farbe so appetitlich getupft, daß man bei seinem Anblick Lust bekommen konnte, einen mit Heidelbeermus verunzierten Teller blank zu lecken.

Frank Hitchcok, der soeben des Weges daherkam, fielen indes die Heidelbeerspuren im Gesichte seiner Freundin weniger auf als die Tränenspuren. Er blieb vor Elsie stehen und fragte teilnehmend: „Hast du geweint, Elsie?“

Elsie nickte bloß. Sprechen konnte sie nicht. Ein überwältigender Schmerz hinderte sie daran, indem er ihr mitten ins Herz ein paar erschütternde Stöße versetzte, die sich durch die Kehle fortpflanzten und in einem schmerzhaften Zucken um die Lippen endeten.

Frank preßte die Hände zusammen. Er tat es im rechten Augenblick. Hätte er damit gezögert, so würde das ungeheuer weiche Gefühl, das sich beim Anblick des stillen Wehs seiner Freundin aus seinem



Herzen heraus entwickelte, ihn unfehlbar veranlaßt haben, die Kleine in seine Arme zu nehmen. Nachdem er dieses Unglück verhindert hatte, setzte er sich neben Elsie und fragte: „Weshalb hast du geweint?“

„Weil mich die Mutter schändlich behandelt hat,“ antwortete das Mädchen.

„Schändlich behandelt? Du bist doch ihr einziges Kind!“ Zweifel und Empörung zugleich lagen in der Art, wie Frank das sagte.

Traurig nickte das Mädchen: „Ja, sie war grausam gegen mich. Kein Fremder könnte grausamer sein.“

„Erzähle mir, was geschehen ist,“ sagte Frank. „Vielleicht weiß ich dir einen Trost.“

Elsie war gerne bereit zu erzählen. Sie tat es aber auf ihre Art, indem sie zu fragen anfing: „Es ist heute sehr heiß, nicht wahr, Frank?“

„Ja, Elsie, zum Verschmachten heiß.“

„Nun, siehst du. Ist es nicht grausam, jemand verschmachten zu lassen?“

„Gewiß; doch du kommst mir gar nicht besonders verschmachtet vor, Elsie.“

„Weil ich der Mutter eben einen Strich durch die Rechnung gemacht habe.“

„Wollte sie dich denn verschmachten lassen?“

„Ich glaube es.“

„Wie hat sie denn das angefangen?“

„Einfach so: Ich mußte durchaus eine Erfrischung haben, weil mir furchtbar heiß war. Am liebsten wäre mir Eiscreme gewesen. Sie gab mir aber keinen Cent zu Eiscreme.“

„Warum hast du nicht Wasser getrunken?“

„Weil es mir zu warm gewesen ist.“

„Habt ihr kein Eis im Hause?“

„Es war keines mehr da, und da habe ich mir gedacht, wenn wir schon Eis kaufen müssen, ist es besser, wir kaufen gleich Fruchteis. Das andere zerläuft ja doch in kurzer Zeit, und Fruchteis schmeckt so gut. Die Mutter hat mir aber das Geld dazu verweigert. Da habe ich geweint, sie hat mich gescholten und gesagt, wenn ich Geld zu Eiscreme haben wolle, so solle ich arbeiten. Arbeiten — bei dieser Hitze! Ist das nicht grausam?“

Frank nickte eifrig. Auch für ihn war Arbeit und

Grausamkeit so ziemlich dasselbe. „Was hast du darauf getan?“ fragte er weiter.

Elsie sah sich um, ob die Haustür geschlossen sei, und flüsternd antwortete sie: „Ich bin in den Keller gegangen und habe von der Heidelbeermarmelade gegessen, die Mutter vorige Woche eingekocht hat. Die ist zwar nicht sehr kühl gewesen, hat aber nicht schlecht geschmeckt.“

„Das sieht man dir an der Nase an,“ entschlüpfte es Frank.

„Du machst dich auch noch lustig über mich!“

Der vorwurfsvolle Ton dieser Worte würde in Frank jede Lust zum Spötteln unterdrückt haben, wenn er dergleichen überhaupt empfunden hätte. Um Elsie zu beweisen, daß dies nicht der Fall sei, sagte er: „Weißt du was? Geh mit mir! Wir wollen Eiscreme essen.“

Das waren Zauberworte für Elsie. Es wohnte ihnen so viel Kraft inne, daß sie Elsies weherfüllte Seele im Nu wonnig erbeben machten. Des Mädchens Äuglein leuchteten Frank dankbar an, und die Spitze ihres Züngleins kam zum Vorschein und strich vorgenießend über die Oberlippe. „Hast du denn Geld?“ kam es dann leise zweifelnd aus dem lüsternen Mäulchen.

„Ja.“

„Wieviel?“

„Fünfundzwanzig Cents.“

„Das gäbe ja fünf Portionen Eiscreme!“

„Zwei für mich und drei für dich.“

„Wie gut du bist, Frank!“ Elsies Hand legte sich sanft auf Franks Schulter, und aus den zu wahren Scheinwerfern ihres Herzens gewordenen Augen traf ihn ein Strahl wärmsten Dankes.

Frank war dabei zumute, als müsse er die Freundin

an sich ziehen und ihr das heidelbeerschwarze Mündchen wieder rot küssen.

Ehe er dazu kam, seiner Empfindung entsprechend zu handeln, stand jedoch Elsie auf und sagte: „Komm, gehen wir!“

Frank folgte der Aufforderung, und wenige Minuten später saß er an einem Tische des nächsten Konditors Elsie gegenüber und sah ihr zu, wie sie ein Löffelchen Fruchteis nach dem anderen hinunterschluckte. Er selbst aß nur langsam, so daß das süße Labsal zur Hälfte schon auf seinem Teller zerfloß. Das fiel ihm aber gar nicht auf. Auffallender fand er es, daß es ihm selbst gelang, im Bereiche von Elsies warmen Blicken nicht in Wonne zu vergehen.

„Aber Frank, du ißt ja gar nicht! Schmeckt es dir denn nicht?“ fragte Elsie, seine Langsamkeit bemerkend.

„Es schmeckt mir schon. Ich finde es nur noch hübscher, dir zuzusehen,“ gestand Frank offenherzig.

„Nein, wie gut und artig du bist, Frank! Ein richtiger Gentleman.“

„Möchtest du immer bei mir sein, wenn du größer geworden bist?“

Elsie sah Frank verwundert an. „Komme ich dir denn noch so klein vor?“

„Das nicht. Ich habe bloß ungeschickt geredet. Ich wollte sagen: wenn du älter geworden bist. Wie alt bist du jetzt?“

„Fünfzehn Jahre. Und du?“

„Sechzehn. Mich hält aber jeder für achtzehn.“

Elsie löffelte eine Weile andächtig, dann fragte sie: „Hast du Annie Tucker gekannt?“

„Das kleine Ding, das voriges Jahr mit meinem Freunde Fred Seidner eine so große Dummheit gemacht hat?“

„Ja. Die beiden haben jedoch keine Dummheit gemacht, sondern sie haben geheiratet. Er war fünfzehn und sie vierzehn Jahre alt. Es hat in der Zeitung gestanden.“

„Ja, und als ihre Väter davon erfuhren, haben sie ihren Segen mit dem Stock dazu gegeben. Zwei Tage später waren Fred und Annie auf und davon.“

„Haben sie nicht recht getan? Sie waren doch verheiratet!“

„Sie haben aber zu früh angefangen.“

„Zu früh! Worauf sollten sie warten? Zeit ist doch Geld.“

Frank sah mit Staunen, welch kühnen Standpunkt Elsie in Heiratssachen einnahm, und wagte nichts mehr einzuwenden. Er fragte nur: „Nicht wahr, die Eltern der beiden haben dann eine Belohnung für den ausgesetzt, der ihnen den Aufenthalt ihrer Kinder angeben wollte?“

„Ja, hundert Dollars.“

„Schade!“

„Meinst du, sie wären das Geld nicht wert gewesen?“

„Nein, ich meine, es ist schade, daß sich niemand das schöne Geld verdient hat.“

* * *

Gegen Abend heimkehrend, merkte Frank an einer ziemlich lauten, durch die Fenster des väterlichen Hauses deutlich vernehmbaren Unterhaltung, daß sein Vater schon aus dem Geschäft gekommen war. Es dünkte ihn vorteilhaft, den Gegenstand der elterlichen Unterhaltung erst kennen zu lernen, bevor er in das Haus trat. Er duckte sich deshalb unter eines der Fenster

und lauschte. Eben fragte der Vater mit scharfer Stimme: „Ist Frank auf Arbeit aus gewesen?“

„Ja, er hat aber wieder nichts gefunden,“ antwortete die Mutter.

„Es fehlt ihm eben der rechte Wille. Und dir fehlt ihm gegenüber die nötige Strenge. Der Bengel wird noch ganz verbummeln unter deiner Obhut. In seinem Alter machte ich schon tüchtig Geld und trug ganz nette Ersparnisse auf die Bank.“

„Wirklich?“ kam es überrascht aus Mistreß Hitchcoks Munde. „Diese Ersparnisse müssen ja gewaltige Zinsen getragen haben. Es ist nur wunderbar, daß du dir mit solchen Kapitalien auf der Bank deinen Hochzeitsanzug von meiner Mitgift gekauft hast.“

„Ich fürchte, dein Sohn wird sich zu seiner Hochzeit von dem Gelde seiner Braut gar erst ein Hemd kaufen müssen.“

„Kümmere dich nicht um Frank, der wird schon noch auf den rechten Weg kommen.“

„Und ich sage dir: wenn er nicht bald was verdient, so kann er ins Pfefferland gehen. Meinetwegen soll er Schuhe putzen, aber arbeiten muß der Mensch.“

„Beruhige dich. Ist es mir gelungen, dir selbst diese Überzeugung beizubringen, so wird es mir auch bei Frank gelingen.“

Frank hörte seinen Vater noch etwas Unverständliches brummen, dann trat Stille ein. Er schloß daraus, daß nun der Hausfriede für längere Zeit hergestellt sei, und schlüpfte in das Haus.

Mit dem ersten Blicke stellte er fest, daß sich sein Vater in den Inhalt seiner Zeitung vertiefte, und daß infolge des stattgehabten Wortwechsels beide Eltern das Abendessen kaum berührt hatten. Standhaft ertrug er den grimmigen Blick, mit dem der Vater seinen

Gruß erwiderte, und setzte sich an den Tisch. Schweigend holte er nach, was seine Eltern beim Essen versäumt hatten, dann drückte er sich in seine Kammer.



Als Mister Hitchcok am nächsten Morgen jene Strafarbeit verrichten wollte, zu der er sich nach jedem ehelichen Zwist stillschweigend verurteilt sah, fand er das dazu erforderliche Putzzeug nicht. Er ging also mit

ungeputzten Schuhen fort. Mistreß Hitchcok empfand darüber süßeste Genugtuung. Dieser folgte jedoch bald ein sehr bitterer Nachgeschmack, da sie entdeckte, daß mit dem Putzzeug auch Frank verschwunden sei. Der Junge mußte schon bei Tagesgrauen das Haus verlassen haben, denn als ihn seine Mutter wecken wollte, fand sie sein Bett leer.

Sie hielt ihm das Frühstück warm, doch er kam nicht. Er kam auch nicht zum Mittagessen.

Das war noch nie dagewesen. Die arme Frau machte sich bängliche Gedanken, und als Frank auch zum Abendessen noch nicht heimkam, mußte die unglückliche Mutter ihren Frauenstolz einpacken und zum ersten Male in ihrer Ehe ihren Mann zuerst anreden.

„Hast du Frank nicht gesehen?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Nein. Bin froh, wenn ich ihn nicht sehe,“ war die rauhe Antwort.

„Versündige dich nicht, Hitchcok, denn Frank ist seit heute nacht verschwunden.“

Hitchcok blickte überrascht auf. „Was nennst du verschwunden?“

„Wenn ein Junge ohne Frühstück heimlich aus dem Elternhause geht und zum Abendessen noch nicht heimkehrt. Ich ahne Schlimmes.“

„Nun, ahne dir vorläufig nur kein Loch in dein zärtliches Mutterherz. Der Junge wird nicht zugrunde gehen, wenn er einmal einen Tag lang nichts ißt. Unkraut verdirbt nicht.“

„Du mußt von dir nicht immer auf andere schließen. Frank ist ein unerfahrener junger Mensch.“

„Er kommt dir doch sonst immer so verblüffend smart vor.“

„Natürlich, er gerät doch mir nach.“

„Du irrst dich. Wenn er smart wäre, geriete er nur nach mir.“

„Wir wollen uns jetzt nicht zanken, Hitchcok. Ich denke, wir haben Besseres zu tun.“

„Was denn?“

„Frank suchen.“

„Fällt mir gar nicht ein, dem Bengel nachzulaufen.“

„Sei nicht hart, Hitchcok, er ist doch dein Fleisch und Blut.“

„Wenn er das ist, dann stößt ihm auch nichts zu, und er kommt heil und gesund zurück.“

„Vielleicht fürchtet er sich, wieder ohne Arbeit heimzukommen.“

„Ein Hitchcok kennt die Furcht nicht!“ rief der Vater und schlug dröhnend auf den Tisch.

„Gott behüte, daß er ein Hitchcok wird!“ rief nun die Frau aus. „Würde er einer werden, dann hätte auch er einst den traurigen Mut, seinen eigenen Sohn umkommen zu lassen, ohne einen Finger zu rühren.“

Mistreß Hitchcok schickte sich eben an, die grausame Härte ihres Mannes mit Tränen zu begießen, da tat sich die Tür auf, und Frank trat ins Zimmer. Er hatte das Kistchen mit dem verschwundenen Putzzeug unter dem linken Arm und klimperte mit der rechten Hand verheißend in der Hosentasche.*)

Die Mutter ließ im Nu alle weichen Züge in ihrem Gesichte erstarren und fragte den verlorenen Sohn mit Strenge: „Wo bist du gewesen?“

„Im Geschäft,“ antwortete Frank, über das Komische lächelnd, das stets in der Mutter Gesicht lag, so oft sie mit ihm strenge sein wollte.

Vater Hitchcok begriff sofort, welches Geschäft

*) Siehe das Titelbild.

Frank meinte, und mischte sich nun ein: „Zu deinem Geschäft hast du wohl unser Putzzeug gebraucht?“

„Ja.“

„Hast du verdient?“

„Glänzend.“ Frank legte eine ganze Anzahl Cents auf den Tisch.

Der Vater zählte das Geld und schob es dann seinem Sohne zurück. „Es ist gut, Frank. Behalte das Geld und kaufe dir dafür eigenes Putzzeug. Und daß du siehst, wie zufrieden ich jetzt mit dir bin, darfst du dich von heute an selbst verköstigen und bekleiden. Von mir aus bist du mündig und stehst auf eigenen Füßen und zwar so fest, daß ich nicht einmal mehr wage, dich durch Gewährung eines freien Quartiers als Kind zu behandeln. Du wirst von jetzt an jede Woche einen Dollar Schlafgeld zahlen, denn du bist nun ein Mann und darfst dir nichts mehr schenken lassen. Im übrigen geh deinem freigewählten Beruf nach, du wirst es nicht bereuen. Dir kann dabei nur eines versagt bleiben: die Ehre, der erste gewesen zu sein, der als Schuhputzer angefangen und als Millionär geendet hat.“

Solche Worte hatte Frank von seinem Vater noch nie vernommen. Sie drangen ihm in die Ohren, wie Gas in einen Luftballon, und wirkten auch ähnlich, denn Frank fühlte sich gehoben und befähigt, die höchsten Erwartungen zu rechtfertigen.

Rührung und Stolz über die ihrem Sohne gewordene Anerkennung bewogen Mistreß Hitchcok, alle zärtlichen Vorwürfe für sich zu behalten. Sie brachte Frank zu essen, und dieser aß seiner neuen Manneswürde entsprechend.

* * *

Frank verstand es, die übernommene Rolle eines Schuhputzers zu einer richtigen Glanzrolle zu gestalten, indem er täglich größere Einnahmen erzielte. Jeden Abend besuchte er auch Elsie.

Da erschien eines Abends Mistreß Menks bei den Hitchcoks, um sich zu erkundigen, ob sie nicht Elsie gesehen hätten, die Kleine wäre seit dem Morgen abgängig.

Niemand hatte sie aber gesehen, und ihre Mutter ging aufs höchste beunruhigt wieder nach Hause.

Auf Frank wirkte diese Kunde so niederschmetternd, daß sich von der Stunde an sein ganzes Wesen veränderte. Er wurde wortkarg und vermied es, seinen Eltern wie sonst frei in die Augen zu blicken. Von nun an kam er auch immer später von seinen Geschäften heim. Mistreß Hitchcok wußte um das freundschaftliche Verhältnis ihres Sohnes zu der Vermißten und ahnte, was in seinem Innern vorging. Der brave Junge wollte sich offenbar nicht in die Seele gucken lassen, die ob des Verschwindens seiner Freundin gewiß zum Bersten von Gram und Kümmernis geschwellt war.

Nach einigen Tagen vergeblichen Nachforschens nahmen die Menks die Presse zu Hilfe und schrieben in einem Inserat für die Auffindung ihrer Tochter eine Belohnung von hundert Dollars aus.

Das war am Sonnabend. Am Sonntag früh ging Frank in Elsies Vaterhaus und verlangte Mister Menks zu sprechen.

„Was bringst du mir, Frank?“ sprach der vom tiefsten Schmerze gebeugte Vater.

„Ich bringe nichts, Mister Menks, ich komme, mir etwas zu holen,“ antwortete Frank unternehmend.

„Wirst keine großen Schätze bei uns finden, junger Freund. Unser einziger Schatz ist mit Elsie verloren gegangen.“

„Wenn Sie nur noch so viel besitzen, um die hundert Dollars auszahlen zu können, die Sie für Elsie opfern wollen.“

Mister Menks horchte auf. „Glaubst du vielleicht, dir die hundert Dollars verdienen zu können?“

„Gewiß.“

„Dann mußt du wissen, wo Elsie hingekommen ist?“

„Ja, das weiß ich.“

„O, Goldjunge, ich möchte dich küssen! Sprich, wo ist sie?“

Frank wich zurück vor Mister Menks, der mit offenen Armen auf ihn losging. „Geduld, Mister Menks. Ehe ich Ihnen mitteile, wo Elsie ist, habe ich noch etwas anderes zu sagen.“

„So sag es!“

„Sie müssen mir die hundert Dollars in demselben Augenblick auszahlen, in dem ich Ihnen Elsies Adresse mitteile.“

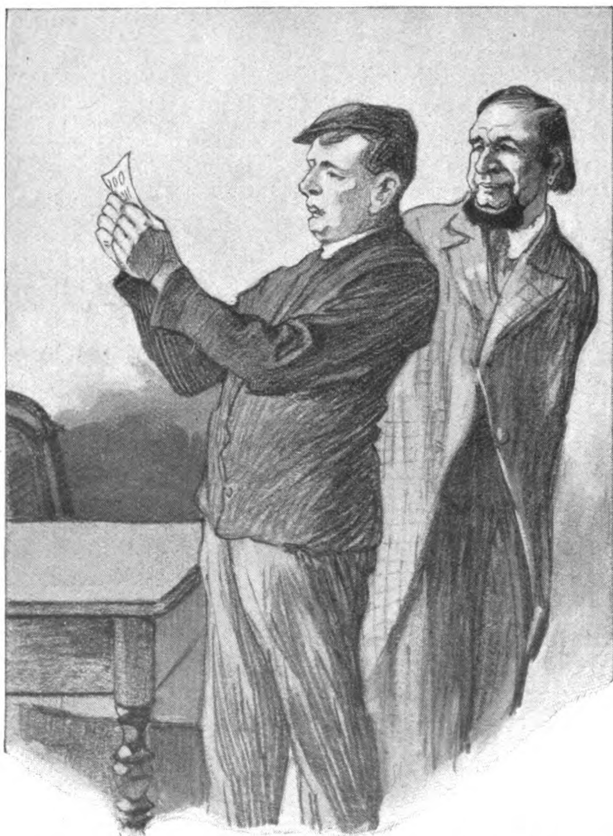
„Wie stellst du dir das vor, Frank?“

„Sehr einfach. Ich habe Elsies Adresse auf ein Blatt Papier geschrieben und in einen an Sie adressierten Briefumschlag gesteckt. Sie stecken nun für hundert Dollars Banknoten in einen an mich adressierten Umschlag. Mit den zwei Briefen gehen wir dann zum nächsten Briefkasten, ich zähle bis drei, und wenn ich drei sage, steckt jeder von uns seinen Brief in den Kasten.“

Mister Menks stutzte und sah den Jungen forschend an. „Du bist sehr vorsichtig, Frank,“ sagte er dann, „so vorsichtig, daß du mich fast mißtrauisch machen könntest. Ich will dir aber trotzdem vertrauen und dir die hundert Dollars auszahlen, bevor du mir Elsies Aufenthalt mitteilst, nur um meine geliebte Tochter bald umarmen zu können.“

Mister Menks nahm aus einem Schrank eine Mappe

und stöberte in den darin enthaltenen Papieren herum. Bald fand er das Gesuchte und legte es vor Frank auf den Tisch hin. Es war eine Hundertdollarnote.



Frank prüfte sie vorsichtig und nahm sie dann schmunzelnd an sich. Dann legte er Mister Menks den Brief hin, der Elsies Adresse enthalten sollte, und

sagte: „So, Mister Menks, wenn Sie sich beeilen, können Sie bis Mittag Elsie wiederhaben. Danke für die Belohnung.“

Noch ehe Mister Menks Zeit fand, den Brief zu öffnen, war Frank aus dem Hause.

* * *

Das Ehepaar Hitchcok saß gerade beim Essen, als Frank in das Zimmer trat und seinen Hundertdollarschein schweigend auf den Tisch legte. Vater und Mutter legten Gabel und Messer beiseite und staunten das seltene Papier an. Um vor Verblüffung nicht den Starrkrampf zu bekommen, würgte Papa Hitchcok den in seinem Munde befindlichen Bissen gewaltsam hinunter und fragte: „Was ist das?“

„Eine Hundertdollarnote,“ sagte Frank stolz.

„Wo hast du sie her?“

„Von Mister Menks.“

„Wofür?“

„Für Elsies Adresse.“

„Weißt du sie denn?“

„So gut wie du die Adresse der Mutter.“

Mister Hitchcok hätte noch eine Menge zu fragen gehabt, er kam aber nicht mehr dazu. Denn plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, und mit einem Brief in der Hand keuchte Mister Menks herein.

Rauh faßte er Frank an der Schulter und rief zornig: „Junge, willst du mich narren?“

„Nein,“ sagte Frank, den Fäusten Mister Menks’ geschickt entschlüpfend.

„Was soll ich dann mit der Adresse, die du mir gegeben hast?“

„Sie sollen daraus entnehmen, wo Sie Ihre Tochter finden können.“

„In dem Briefe befindet sich die Adresse einer Mistreß Elsie Hitchcok auf Long Island. Soll das heißen, daß sich Elsie bei einer Verwandten von dir aufhält?"

„Es gibt in unserer Verwandtschaft keine Elsie Hitchcok, am wenigsten auf Long Island," erklärte Franks Vater.

„Du irrst dich," berichtigte Frank, „denn es gibt eine Elsie Hitchcok in unserer Verwandtschaft."

„Rede keinen Unsinn! Wie käme sie denn zu uns?" entgegnete Hitchcok.

„Durch Heirat," behauptete Frank.

„Die Hitchcoks sind alle längst verheiratet. Eine Elsie hat keiner von ihnen zur Frau."

„Mich ausgenommen."

Die Hitchcoks und Mister Menks sahen einander an, als wollte sich jedes von ihnen überzeugen, daß auch die anderen kein klügeres Gesicht machten.

Mister Menks erfaßte zuerst den Sinn von Franks Worten. „Du willst doch nicht sagen, daß du und Elsie Mann und Weib seid?"

Frank nickte erhaben.

„Nun warte nur, Höllenjunge, darüber reden wir noch weiter. Vorerst hole ich aber meine Tochter."

Menks wandte sich zur Tür. Inzwischen hatte auch Mistreß Hitchcok den Zusammenhang der Dinge begriffen und rief: „Warten Sie, Mister Menks! Sie müssen Ihr Geld zurücknehmen. Frank soll für seinen Streich eine andere Belohnung bekommen."

Sie reichte Menks die Hundertdollarnote hin. Menks nahm sie aber nicht. „Mein hochverehrter Schwiegersohn soll sie nur behalten und sich einen Rahmen dazu machen lassen," sagte er spöttisch

„Aber bedenken Sie, es sind hundert Dollars!" bemerkte Hitchcok.

„Gewesen,“ antwortete Menks. „Die Note ist längst außer Kurs. Ich habe sie für zehn Cents gekauft.“

Menks eilte hohnlachend hinaus. Mister Hitchcok zischte etwas durch die Zähne. Es war kein Schmeichelname für Menks. Sich seinem Sohne zuwendend, empfand er große Lust, ihn mit einem möglichst unzerbrechlichen Instrument wieder zu entmündigen. Doch er unterdrückte das Verlangen und nahm ihn bloß scharf ins Gebet.

Frank gab ohne weiteres zu, daß er Elsie entführt, sie vor einem Friedensrichter auf Long Island geheiratet und für so lange dort eingemietet habe, bis er Geld genug habe, um einen regelrechten Hausstand zu gründen.

Am selben Nachmittag traten die Menks und die Hitchcoks zu einem Familienrat zusammen, um über das jugendliche Paar eine empfindliche Strafe zu verhängen. Sie bestand darin, daß man Frank und Elsie gestattete, sich durch eigene Arbeit die Mittel zur Gründung eines Haushaltes zu verdienen, in dem sie dann einander gegenseitig lebenslänglich gefangen halten sollten.

Ob es da alle Tage Eiscreme geben wird, wissen wir nicht.





Moderne Tanzkunst.

Von W. Helmuth.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

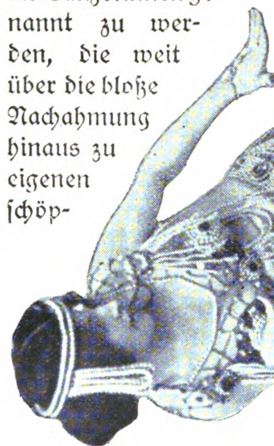
Von den Umwälzungen, die sich während der letzten Jahrzehnte mit größerem oder geringerem Geräusch auf beinahe allen künstlerischen Gebieten vollzogen haben, ist auch die edle Tanzkunst nicht verschont geblieben. Auch hier sind von kühnen Neuerern, die selbstverständlich durchweg weiblichen Geschlechtes waren, scheinbar unerschütterliche Gebäude von Kunstgesetzen eingerissen und geheiligte Überlieferungen als unzeitgemäß und unkünstlerisch verleugnet worden. Das herkömmliche Gazeröckchen der Ballerina und ihre schablonenhaft zierlichen Pas wurden als Äußerungen eines längst überlebten Geschmacks in Acht und Bann erklärt, und für die Tanzkunst, die fast schon zu einer gering geachteten und vielfach entarteten Stiefschwester der übrigen Künste geworden war, wurde mit Nachdruck das Recht in Anspruch genommen, sich unter höherer und reinerer Erfassung ihrer eigentlichen Aufgaben ihnen wieder gleichzustellen.

Der Amerikanerin Isadora Duncan gebührt das Verdienst, mit ihren Kunstleistungen zuerst das Interesse des großen Publikums für diese Bestrebungen geweckt zu haben. Ihre völlig neuartigen Versuche, den Gedankengehalt klassischer Tondichtungen durch die Ausdrucksmittel rhythmischer Körperbewegung wiederzugeben, führten auch da, wo sie naturgemäß nicht voll-

ständig gelingen konnten, zu den überraschendsten Wirkungen. Die Beredsamkeit des durch kein hergebrachtes Ballettkostüm eingeengten und entstellten menschlichen Körpers wurde durch ihre Darbietungen in einer bisher kaum geahnten Weise offenbar, und dem empfänglichen Auge bot sich eine Fülle plastischer Bilder, wie sie in gleicher Schönheit und in gleich reizvollem Wechsel der Kunsttanz in seinen bis dahin geübten Formen nicht zu schaffen vermocht hatte. Einen wie großen Anteil die bedeutende natürliche Veranlagung der Duncan an dem überall erzielten Erfolge haben mochte, daß er zum guten Teil auch auf Rechnung der künstlerischen Idee zu setzen war, beweisen die Resultate einer von der berühmten „Barfußtänzerin“ begründeten Tanzschule, deren jugendliche Zöglinge durch die bestrickende Anmut und Lieblichkeit ihrer von allem Herkömmlichen abweichenden Tanzproduktionen überall das Entzücken der Zuschauer erregt haben.

Daß Miß Isadora auch in anderem Sinne Schule machen würde, war angesichts ihrer sensationellen Erfolge von Anfang an selbstverständlich. Die in leichtgeschürztem griechischen Gewande mit unbeschuhten Füßen auftretenden Tänzerinnen schossen plötzlich wie Pilze aus der Erde. Ihre Darbietungen aber waren zumeist so weltenweit von wirklicher Kunst entfernt, und es haftete ihnen nicht selten ein so übler Beigeschmack an, daß die neue Richtung sicherlich bald in argen Mißkredit gekommen wäre, wenn unter den Nachahmerinnen des vielgenannten Vorbildes nicht auch einige gewesen wären, die eine interessante persönliche Note in die übernommene Grundidee zu bringen gewußt hätten. Je weiter sie sich dabei im einzelnen von der Art Isadora Duncans entfernten,

desto augenfälliger war der Beweis erbracht, daß es sich hier in der Tat um die Erschließung eines fruchtbaren, die mannigfachsten Entwicklungsmöglichkeiten bergenden Kunstgebietes handelt.




Maud Allan als Salome.

Foulsham & Banfield, London.

Maud Allan, Rita Sacchetto, Ruth St. Denis, Odette Valéry, die drei Schwestern Wiesenthal und Gertrud v. Leth verdienen in erster Linie als Tänzerinnen genannt zu werden, die weit über die bloße Nachahmung hinaus zu eigenen schöpferischen Leistungen vorgeschritten sind. Das unerfreuliche „Salomefieber", das eine Zeitlang allerorten grassierte, mußte natürlich dazu reizen, die alttestamentarische weibliche Gestalt und ihren folgenschweren Schleiertanz nicht nur im

Rahmen des Schauspiels oder der Oper, sondern auch in einer selbständigen pantomimischen Szene darzustellen. Eine solche, in der Tat meisterhaft

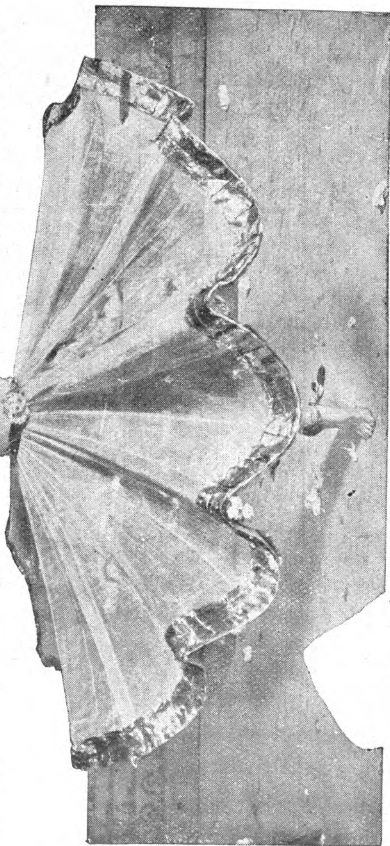


Campell-Gray, London.

Odette Valéry als Kleopatra.

durchgeführte Salomeszene ist es, der die schöne, geschmeidige Maud Allan ihre größten Erfolge zu danken hat. Die verführerische und leidenschaftliche Glut, die sie als Tochter der Herodias zur Anschauung bringt, waren von hinreißender Wirkung.

Eine temperamentvolle, sinnbetörende Salome ist auch die französische Tänzerin Odette Valéry, die namentlich das Londoner Publikum zu stürmischen Beifallskundgebungen begeisterte. Ihr künstlerischer Ehrgeiz ließ sich indessen nicht an dieser einen Gestalt genügen, sondern sie bereicherte ihr Repertoire auch noch durch eine Kleopatraszene, der eine noch stärkere dramatische Wirkung nachgerühmt wird als ihrer Salome.

Die „indische Schlangentänzerin" Ruth St. Denis.

Dem gleichen Genre angehörend und doch von wesentlich anderer Art sind die „indischen Tänze" der Ruth St. Denis, einer mit braungeschminkter Haut im Kostüm einer

Bajadere auftretenden jungen Amerikanerin. Bei ihren Vorführungen handelt es sich nicht so sehr um eine Darstellung menschlicher Leidenschaften als um



Gertrud v. Leth in ihren Tänzen nach klassischer Musik.

schöne plastische Posen und um ein Spiel der Arme und Hände, deren schlangenhafte Beweglichkeit alle unsere Vorstellungen vom anatomischen Bau dieser Gliedmaßen zu widerlegen scheint. Nach dieser Richtung hin leistet Ruth St. Denis Unnachahmliches,

und vornehmlich ihren graziösen Armen und Händen hat sie es zu verdanken, daß sie innerhalb kürzester Zeit zu einer „großen Attraktion“ der weltstädtischen Varietébühnen geworden ist. Ihr Auftreten im Berliner Wintergarten mußte mit einer Monatsgage von 15,000 Frank bezahlt werden, und in Paris wie in London werden ihre Einnahmen noch erheblich größer gewesen sein.


Mattchiche.

Als die jüngste Nachfolgerin Isadora Duncans ist Frau Gertrud v. Leth zu betrachten, eine Dame, die sich ihre Kunstfertigkeit einzig auf dem Wege des Selbstunterrichts erworben hat. Gleich ihrem Vorbilde „tanzt“ sie Beethoven, Brahms und Chopin; aber sie unterscheidet sich von allen bisher genannten Künstlerinnen dadurch, daß sie auf alle besonderen Beleuchtungseffekte und stimmungweckenden dekorativen Zutaten verzichtet. Die erstrebte



Die Grotesktänzerin Bessie Mac Coy als Pierrot. I.

Wirkung soll lediglich durch eine vollkommene rhythmische und farbige Harmonie in ihrer eigenen Person erreicht werden, und bei einem Probeauftreten in



Die Grotesktänzerin Bessie Mac Coy als Pierrot. 2.

München erregte Frau v. Leth, deren Kostüm sich auf ein kurzes, hochgegürtetes Gewand beschränkte, trotz

des Verzichts auf alle dankbaren Bühneneffekte, das lebhafteste Interesse ihres kunstverständigen Publikums.

Davon, daß künstlerische Darbietungen vom Range der obenerwähnten trotz ihrer rasch erlangten Anerkennung dem großen Publikum den Geschmack an derberen und auf weniger edle Neigungen berechneten Produktionen noch nicht haben verderben können, legen die Programme der Varietébühnen hinlänglich beredtes Zeugnis ab. Kaum hatte der grauenhafte Cake-walk sich überlebt, als die bekannte „Mattchiche“ seine Erbschaft antrat und einen glorreichen Siegeszug über die ganze Erde zurücklegte.

Auch Gliederverrenkungen von der Art der Grotesktänze, die das niedliche Fräulein Bessie Mac Coy im Pierrotkostüm zum grenzenlosen Gaudium eines dichtgedrängten Auditoriums allabendlich im New Yorker Herald-Square-Theater zum besten gibt, haben mit dem Begriff der Schönheit sicherlich ebensowenig zu schaffen als mit dem Wesen der Kunst. Aber es ist nichtsdestoweniger gewiß, daß über kurz oder lang auch das deutsche Publikum mit ihrer Vorführung beglückt werden wird.

Spezifisch englischer Geschmack sind glücklicherweise choreographische Leistungen vom Genre des „Nachthemdentanzes“, der einem Londoner Zugstück zurzeit seinen vornehmsten Reiz verleiht. Die Anmut dieser tänzerischen Vorführung, die nur als einzelnes Beispiel unter vielen ihresgleichen erwähnt sein mag, wird in der beigegebenen Abbildung so anschaulich offenbar, daß es sich erübrigt, noch ein Wort zu ihrem Ruhme zu sagen.

Der Gipfel der Geschmacklosigkeit aber ist doch ohne Zweifel von jenem findigen Pariser Unternehmer erklommen worden, der den gloriosen Einfall hatte,

einem sensationslüsternen Publikum den „Tanz der Apachen“ vorzuführen. Welche Menschengattung in der französischen Hauptstadt mit dem Namen „Apachen“ belegt wird, wird wohl ziemlich bekannt sein. Man



„Nachthemdentanz“ aus einer englischen Pantomime.

versteht darunter jenes lichtscheue Gesindel beiderlei Geschlechts, das nächtlicherweile in den Vorstädten sein Wesen zu treiben pflegt, und gegen das man neuerdings in Paris durch Bildung einer besonderen Apachenwache auf dem Wege der Selbsthilfe vorzugehen beginnt. Um die Lebensgewohnheiten und gesellschaft-

lichen Umgangsformen dieser schätzenswerten Menschensorte einem verehrlichen Publikum ohne Gefahr für Leib und Leben zur Anschauung zu bringen, werden seit einiger Zeit gegen beträchtliches Eintrittsgeld allabendlich von einigen waschechten, durch eine genügende Zahl von Bestrafungen legitimierten „Apachen" pantomimische Tanzszenen aufgeführt, die in allen ihren Einzelheiten „direkt dem Leben abgelauscht" sind, mit dem einzigen Unterschied, daß die wichtige Rolle, welche das Messer im Apachenleben spielt, hier nur markiert wird. Der starke Besuch, dessen sich diese Vorführungen erfreuen, beweist, wie richtig man die Neigungen der zerstreuungsbedürftigen Menge beurteilt hat — eine Geschmacksverirrung, vor der unser deutsches Publikum hoffentlich in Gnaden bewahrt bleiben wird.


Photo by Ellis & Walery, London.

Der „Apachintanz".





Hamanns letzter Wille.

Kriminalnovelle von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

Ich war noch ein junger Anwalt ohne erhebliche Praxis, als mein Kollege und Schulfreund Doktor Horst Osmar eines Morgens in mein Zimmer trat. Osmar war damals schon ein berühmter Mann, denn ihm war die Aufhellung einiger ganz besonders verwickelter Kriminalfälle gelungen, und sein Name wurde nicht nur von Juristen, sondern auch von Laien mit Bewunderung genannt. Er war Rechtsanwalt wie ich, aber er verzettelte seine erstaunlichen Fähigkeiten nicht an Bagatellprozesse, er widmete seinen Scharfsinn nur den dunkelsten Rätseln der Kriminalistik und nahm nur solche Fälle an, die seiner persönlichen Eigenart entsprachen.

Wie er so, die fast nie ausgehende Zigarette im Munde, mit nachlässig über das Jägerkostüm geworfenem Havelock, bei mir eintrat, hätte in dem kleinen, gutmütig aussehenden Mann sicherlich niemand den berühmten Kriminalpsychologen vermutet. Seine Bedeutung konnte man auch nur in einem Organ seines Körpers äußerlich erkennen, in seinem Auge, das zwar für gewöhnlich wie schläfrig hinter den halbgeschlossenen Lidern verborgen lag, das aber, sobald sein Interesse erweckt wurde, immer mächtiger aufblitzte, immer schärfer strahlte. In seinem Blick prägte sich dann eine Willenskraft aus, wie ich sie

noch nie bei jemand vorgefunden habe, er durchbohrte nicht — wie man so oft von Augen zu sagen pflegt — er war vielmehr der unmittelbare Ausfluß des gewaltig arbeitenden Gehirns.

„Guten Morgen!“ grüßte Osmar in seiner kurzen Art. „Noch immer stark unbeschäftigt?“

„Wie du siehst,“ seufzte ich, die dargebotene Zigarette nehmend und an der seinen ansteckend.

„Dummes Zeug — so ein tüchtiger Kerl wie du! Pack deinen Kram zusammen und komm zu mir!“

„Und was soll ich bei dir?“

„Ich brauche notwendig einen Mitarbeiter, einen ganz zuverlässigen und fähigen. Geschieht sehr oft, daß ich nicht persönlich hervortreten darf, muß da einen anderen an der Hand haben. Das muß aber ein Mensch sein, der mein unbedingtes Vertrauen genießt.“

„So willst du mich zu deinem Agenten ernennen?“ rief ich verletzt.

„Unsinn — mein Teilhaber sollst du werden. Willst du?“

Am nächsten Tage zog ich bei ihm ein. Wir waren damals noch beide Junggesellen — heute ist er es nur noch allein — und teilten auch die Wohnung.

„Das ist notwendig, um jederzeit in der Lage zu sein, unsere Meinungen auszutauschen,“ sagte Osmar. „Leute wie wir arbeiten immerfort — auch nachts, und eine Idee will frisch verwertet sein wie ein grüner Hering.“

* * *

Unvergeßlich bleibt mir einer der ersten Fälle, die uns zusammen beschäftigten. Ein Oktobernachmittag, so trübe, als bilde er sich ein, bereits der Abend zu sein, warf seine Schatten in unser gemeinschaftliches Arbeits-

zimmer, als Osmar, von einem längeren Ausgange zurückkehrend, hastig eintrat. Wie gewöhnlich schaute er über meine Schulter auf meinen Schreibtisch und sagte dann ruhig: „Also der Herr und die Dame kommen heute abend wieder?“

„Woher weißt du davon?“ fragte ich erstaunt.

„Ich weiß alles. Ein Herr und eine Dame waren hier, und zwar vor einer Stunde. Eine junge schöne Dame mit goldblondem Haar, der Herr ebenfalls jung, elegant, gebildet. Sie wollten mich sprechen, haben lange auf mich gewartet und wollen heute noch einmal vorsprechen. Richtig?“

„Stimmt alles aufs Haar,“ entgegnete ich. „Woher aber weißt du alles, du Allwissender?“

Er lachte — er lachte genau, wie er sprach, in kurzen Stößen, trocken und laut. „Auf dem Ofen der Schreiberstube sah ich eine halbgerauchte Zigarre, die noch nicht da war, als ich wegging. Und unser Schreiber raucht ja nicht. Da sie sich nun nicht selbst hingelegt haben kann, muß jemand dagewesen sein, der sie dort hat liegen lassen. Natürlich ein Herr. Und dazu ein feiner Herr, denn es war eine edle Havanna. Daß er nicht allein war, verrieten mir hier die beiden für Besuche bestimmten Sessel, denn keiner steht genau mehr auf dem vorhin behaupteten Platze, sie sind also beide benützt worden. Auf dem linksstehenden Stuhle saß eine Dame mit goldblondem Haar, denn ein Exemplar desselben schimmert im elektrischen Licht glänzend metallisch auf dem dunklen Untergrund der Lehne des Sessels. Da nun diese erst heute morgen gebürstet worden sind —“

„Ja — ja,“ unterbrach ich ihn ungeduldig. „Aber die Zeit — woher willst du wissen, daß es gerade vor einer Stunde war?“

„Ich schließe es einfach aus der Zahl der Totenschädel, die du bereits auf dem Bogen Papier vor dir mit bekannter Fertigkeit hingeworfen hast. Du hast in Erwartung der Mitteilungen der Besucher einen neuen Bogen genommen und darauf einige Notizen gemacht, dann hast du angelegentlich über das Gesuchte nachgedacht und dabei deiner Gewohnheit gemäß in Gedanken Schädel gemalt, einen immer schöner als den anderen. Ich weiß ziemlich genau, wie viele dieser Freskoskizzen auf die Viertelstunde kommen. Heute sind es viermal so viel, macht also eine Stunde.“

„Und doch irrst du dich in einem Punkte, edler Horst, denn die Dame war nicht jung, sondern alt,“ bemerkte ich spöttisch.

„Bei dem Glanze dieses Haares?“ Er hob es auf und hielt es weit von sich. „Willst du mich aufs Eis führen? — Da will ich dir lieber gleich noch mehr sagen. Die junge Dame war die Pflegetochter des vor einigen Tagen verstorbenen Sonderlings Hamann. — Ist's nicht so?“

„Allerdings — aber woher —“

„Das Zeitungsblatt hier lag vorher nicht auf dem Tische,“ erklärte er, auf eine zusammengefaltete Zeitung deutend. „Es ist eine Nummer des Tageblatts, das wir nicht halten. Die blau angestrichene Anzeige ist die Todesanzeige des alten Hamann. Wer anders konnte sie mitbringen, und wer würde sonst im Zusammenhang hiermit unseren Rat in Anspruch nehmen als die Pflegetochter Hamanns, die völlig leer ausgeht, wenn in der Tat, wie behauptet wird, kein Testament zu ihren Gunsten vorhanden ist. Vermutlich will sie wissen, ob sie nicht in irgend einer Form Ansprüche an das Erbe erheben kann? Wir sind dafür aber nicht die rechte Instanz.“

„Das will sie auch nicht, Horst. Ihr Anliegen ist eines, das ganz deinem Geschmack entsprechen dürfte.“

„Wirklich?“

„Sie behauptet, es sei unbedingt ein Testament zu ihren Gunsten vorhanden gewesen, dieses Testament aber sei gestohlen worden.“

„Ah —“

„Aber du wirst lieber alles aus ihrem eigenen Munde hören. In einer halben Stunde wird Fräulein Roth mit ihrem Bräutigam, dem Assessor Liebmann, wieder hier sein.“

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, setzte sich mein Kollege auf seinen Stuhl, nahm die Zeitung und vertiefte sich in die Geheimnisse der Politik.

* * *

Pünktlich auf die Minute kehrte Luise Roth mit dem Assessor Liebmann zurück. Mein Kollege empfing sie mit einem forschenden Blicke, und vom Resultat dieser Prüfung hing es meist schon ab, ob er mit der betreffenden Sache zu tun haben wollte oder nicht. Für Personen, die ihm unsympathisch waren, rührte er keinen Finger.

Die Musterung fiel sehr kurz aus, ein Zeichen, daß sein Entschluß zugunsten der Ankömmlinge gefaßt war.

In der Erscheinung der jungen Dame verkörperte sich in der Tat der Liebreiz selbst, das üppige goldblonde Haar bildete nur den passenden Rahmen um ein Gesichtchen von jener milden Schönheit, deren vornehmste Quelle die seelenvollen ausdrucksreichen Augen bilden, Augen blau und tief wie das Meer. Die Nase war vielleicht ein wenig zu klein, aber sie paßte vorzüglich zu dem ganzen Gesicht. Auch der Bräutigam schien zu ihr zu passen, da beide in ihrer

liebenswürdigen Art, in dem mildheiteren Ernst wie füreinander geschaffen zu sein schienen.

Luise Roth, die ich auf etwa zweiundzwanzig Jahre schätzte, sah in den schwarzen Trauerkleidern etwas blaß aus, die Spuren jüngst vergossener Tränen kennzeichneten sich auf den geröteten Lidern und einem gewissen verschleierten Ausdruck der Augen.

„Herr Doktor," redete der Assessor den ihm bereits bekannten Osmar sogleich an, „ich habe meine Braut, Fräulein Roth, zu Ihnen gebracht. Sie —"

„Schon gut," unterbrach ihn Horst kurz, aber nicht unfreundlich, indem er auf die beiden Stühle deutete. „Ich weiß, um was es sich handelt. — Bitte, erzählen Sie, mein Fräulein."

Fräulein Roth begann ohne weitere Vorrede ihren Bericht. „Ich bin eine Waise, Herr Doktor, und war es bereits im Alter von vier Jahren. Ein Freund meines Vaters, Doktor Hamann, nahm sich meiner an, er erzog mich wie sein eigenes Kind und gab mir unendliche Beweise der Liebe und Zärtlichkeit. Trotzdem kann ich meine Kindheit als eine ziemlich freudlose bezeichnen, denn, wie Sie wohl wissen werden, Doktor Hamann war ein menschenscheuer Sonderling, nicht aus Geiz und Menschenhaß, sondern aus Neigung zur Einsamkeit, zu seinen Büchern und Sammlungen. Er war gut und wohltätig und ließ die linke Hand nie wissen, was die rechte tat. Aber er war auch ein Pedant und peinlich in allen Dingen bis zur Absonderlichkeit. Es war nicht leicht, ihn zu befriedigen; je älter er wurde, desto launenhafter wurde er. Ich hatte oft viel zu leiden und habe manche bittere Träne vergossen. Immerhin bin ich mir bewußt, meine Pflicht gegen ihn erfüllt zu haben. Seit Jahren war er kränklich und hilfsbedürftig, und ich durfte fast keinen

Augenblick von seiner Seite weichen. Er erkannte auch an, was ich ihm war, und erklärte mir oft: ‚Liebes Kind, deine Opfer sollen nicht umsonst sein. Du bist einmal meine einzige Erbin.‘ Das hat er häufig zu mir gesagt.“

„Trotz alledem hat er Sie nicht adoptiert?“

„Leider nicht. Er wollte es zwar, schob es aber immer wieder hinaus. Er fürchtete sich vor dem Gang aufs Gericht.“

„Und vernachlässigte lieber seine Pflicht, als daß er das kleine Opfer brachte, während er so viele große in Empfang nahm. — Weiter.“

„Er steckte eben voller Eigenheiten,“ versetzte Luise Roth mit sanfter Entschuldigung. „Auch abergläubisch war er, obwohl er es nie zugeben wollte. Dann war auch sein Bruder —“

„Der Kaufmann Benjamin Hamann?“ warf ich ein.

„Ganz recht. Ich erinnerte ihn stets daran, doch meinte er, dem habe er schon bei Lebzeiten so große Summen opfern müssen — er kann das Spekulieren nicht lassen — daß dieser reichlich seinen Anteil weghabe. Um mich sicherzustellen, ließ er sich endlich doch herbei, ein Testament zu machen, doch vernichtete er das im Zorn wieder, weil —“

„Warum also?“

Die junge Dame blickte verlegen auf ihren Bräutigam.

„Um meinetwillen,“ nahm dieser an ihrer Stelle das Wort. „Er wollte nicht, daß Luise zu einem anderen Manne in Beziehungen trat, denn sie sollte sich lediglich seiner Pflege widmen. Wir kannten seine Anforderungen, und nur mit großer Angst wagte meine Braut ihm endlich ihre Liebe zu mir zu gestehen. Ich

bat gleichzeitig bei ihm um ihre Hand. Er wies mir die Tür, verbot mir sein Haus und verlangte von meiner Braut, sie solle mir entsagen. Als sie sich weigerte, bekam er einen seiner Wutanfälle und warf das Testament ins Feuer."

„So war es," bekräftigte das Fräulein. „Mit der Zeit söhnten wir uns aber wieder aus, worauf er mir wiederholt beteuerte, er werde seinen Fehler wieder gutmachen. Da kam plötzlich der Schlaganfall. In der Stunde, wo er sein Ende erwartete, schrieb er aber mit der noch gebrauchsfähigen rechten Hand seinen letzten Willen nieder, siegelte ihn und ließ mich meinen Namen darunter setzen. Ich mußte das Dokument selbst in seinen Schrank schließen. In diesem Testament setzte er mich zur Universalerbin ein, während sein Bruder ein letztes Vermächtnis von fünfzigtausend Mark erhalten sollte."

„Wie viel beträgt die ganze Erbschaft?" fragte Osmar.

„Etwa vierhunderttausend Mark."

„Wann geschah die Anfertigung des Testaments?"

„Gerade eine Woche vor seinem Tode. Mit dem Dokument zugleich gab er mir die Einwilligung zu meiner Verbindung. Das war am 3. Oktober. Am 10. starb er. In der Nacht nach seinem Tode, also heute vor fünf Tagen, verschwand das Testament auf unerklärliche Weise aus dem verschlossenen Schrank."

„Er selbst hat es nicht wieder herausgenommen?"

„Er konnte ja keinen Fuß mehr bewegen. Außerdem trug ich selbst den Schlüssel auf seinen Wunsch in der Tasche."

„Hat jemand außer Ihnen das Testament gesehen? Haben Sie es jemand gezeigt?"

„Nein."

„Er hat auch zu niemand davon gesprochen?“

„Meines Wissens und in meiner Gegenwart nicht.“

„Wann haben Sie sich zuletzt vom Vorhandensein des Testaments überzeugt?“

„Am Abend vor dem Verschwinden. Der Kranke lag in seinem Schlafzimmer im ersten Stock, daneben in seinem Arbeitszimmer schlief ich während seiner letzten Krankheit, um gleich zur Hand zu sein. Darin stand der Schrank, in welchem er seine Briefschaften und Dokumente verwahrte. Ich war traurig, hatte viel geweint und konnte nicht einschlafen. Ich ordnete deshalb allerlei Rechnungen und Papiere und legte sie in den Schrank. Einmal nahm ich auch den versiegelten Umschlag mit dem Testament in die Hand und las die Aufschrift mit dankbaren Tränen. Dann legte ich ihn sorgsam in sein Fach zurück, um das Schriftstück am nächsten Morgen dem Justizrat Röber zu übergeben. Den Schrank verschloß ich. Ich ging in jener Nacht nicht zu Bett, ich schlief in meinem Sessel am Tische ein, den Kopf auf die Platte gelegt. Früh gegen fünf Uhr erwachte ich mit Kopfschmerzen und Frösteln. Es lagen noch einige Papiere vor mir, ich legte sie in den Schrank zurück. Dabei entdeckte ich das Fehlen des Testaments.“

„Und es ist keine Möglichkeit, daß Sie es verlegt oder verwühlt haben?“ erkundigte ich mich.

Osmar schüttelte ablehnend den Kopf gegen mich. „Natürlich haben Sie den Schrank untersucht?“ fragte er. „Haben Sie Spuren des Diebstahls gefunden?“

„Nein. Der Schrank war, wie gesagt, verschlossen, auch die Außentür —“

„Aber nicht die Tür zum Sterbezimmer?“

„Nein.“

„Und in diesem stand das Fenster offen?“

„Das war selbstverständlich der Fall.“

„Kann man von unten leicht zu diesem Fenster emporklettern?“

„Die große Veranda liegt unmittelbar darunter. Diese ist leicht zu erklettern, und von ihrem Dache aus kann man sich mühelos hereinschwingen.“

„Und Sie entsinnen sich keines Geräusches?“

„Nicht im mindesten, obwohl ich einen sehr leisen Schlaf besitze.“

Osmar erhob sich, trat ans Fenster und pfiff eine Operettenmelodie. Der Assessor und seine Braut blickten mich befremdet, ja unwillig an. Ich lächelte nur und sagte leise: „Er denkt nach.“

Nach einigen Minuten kehrte er zurück und nahm seinen Platz wieder ein. „Ist es möglich, daß der Bruder Ihres Pflegevaters von dem Testament Kenntnis hatte?“ fragte er.

„Es kann wohl sein. Er kam in den letzten Tagen täglich zu seinem Bruder. Der Kranke regte sich immer sehr auf über den Besuch. Er war auch sogleich nach dem Tode anwesend und sehr niedergeschlagen und bestürzt.“

„Haben Sie der Polizei Anzeige erstattet?“

„Ich mußte wohl.“

„Sie fanden keinen Glauben?“

„Anfangs wohl,“ rief die junge Dame. „Als man jedoch keinerlei Spuren fand, und vom Onkel Benjamin und mir vernahm, daß der Tote schon einmal ein Testament zerrissen hatte, neigte man zu der Meinung, ich sei vielleicht in einer Selbsttäuschung befangen, und der Verstorbene habe auch diesmal seine Willensniederschrift wieder vernichtet. Auch der Onkel, wie ich den Bruder meines Pflegevaters stets nannte, bestreitet die Existenz eines Testaments. Der

Tote, führt er aus, habe eine abergläubische Scheu vor der Abfassung seines letzten Willens gehegt, er sei außerdem feindselig gegen mich gestimmt gewesen wegen der Liebschaft, habe sich noch am letzten Tage vor seinem Ende ihm gegenüber bitter über mich beklagt und ihm ausdrücklich erklärt, daß er kein Testament gemacht habe. Aber glauben Sie mir, das ist alles erlogen."

„Ihr Onkel ist nun der alleinige Erbe, falls das Testament nicht wieder zum Vorschein kommt?"

„Er ist es, und wehe der Erbschaft, wenn er sie erhält. Er steckt bis über den Kopf in Schulden."

„Meine Braut hat dem Sonderling ihr ganzes Leben zum Opfer gebracht," fiel hier der Assessor ein. „Es wäre eine Schande, wenn eine fremde Hand ernten sollte, was sie allein gesät. Ich rede hier nicht um des Geldes, sondern nur um der Gerechtigkeit willen."

Mein Freund zuckte die Achseln. „Jedenfalls sind Sie aller Ansprüche verlustig, mein Fräulein, wenn das Testament nicht wieder beigeschafft wird," bemerkte er ernst.

„Deshalb kommen wir ja zu Ihnen," rief Luise Roth. „Nicht wahr, Sie schaffen es uns wieder herbei?"

„Meine Antwort sollen Sie morgen hören. Erst muß ich die Örtlichkeit besichtigen. Wann kann das geschehen?"

„Vor zehn Uhr kommt niemand."

„Dann komme ich um neun. Sorgen Sie, daß mein Besuch verschwiegen bleibt, und schweigen Sie selbst über meine Tätigkeit in der Sache."

Damit waren die Besucher entlassen.

* * *

Vergeblich versuchte ich meinen Freund zu einer Aussprache über den Fall zu bewegen. Er schüttelte nur den Kopf, wenn ich davon anfing. Ich kannte seine Eigenart und mußte mich bis zum anderen Tage in Geduld fassen, so sehr mich auch das Schicksal der schönen jungen Dame, für die so viel auf dem Spiele stand, interessierte.

Pünktlich am anderen Morgen drei Viertel auf neun zog er seinen Ausgehrock an und fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle. Natürlich wollte ich das, und wir begaben uns nach der Villa des Doktor Hamann.

Das nur aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk bestehende Haus stand im Hintergrunde eines nicht großen, aber wohlgepflegten Gartens.

An der eisernen Einfriedigung blieb Horst einen Augenblick stehen und betrachtete das Gitter. Er nickte nur leicht, denn es war ohne Mühe zu übersteigen.

Fräulein Roth erwartete uns schon, kam uns sofort entgegen und führte uns. Horst blickte sich anscheinend nur flüchtig um, doch ließ er sich den Schrank öffnen, prüfte das Schloß und bemerkte, der Verschluß sei ein ganz gewöhnlicher. Dann ließ er sich die Stelle zeigen, wo das Testament gelegen hatte, warf einen Blick durch das Fenster des Sterbezimmers und sah auf die Veranda hinab. Dann stiegen wir langsam die Treppe wieder hinunter und kehrten in den Garten zurück.

Noch immer äußerte mein Freund keine Silbe, so daß die junge Dame immer beunruhigter wurde. Er schaute wohlgefällig auf die noch vereinzelt blühenden Astern und Rosen und äußerte anerkennend, einen so musterhaft gepflegten Garten habe er noch nicht gesehen.

„Alles in peinlichster Ordnung, gnädiges Fräulein," bemerkte er. „Jeder Stab kerzengerade eingeschlagen, alles mit Bast gebunden. Ihr Pflegevater hielt den Garten selbst in Ordnung?"

„Zusammen mit einem Gärtner," erwiderte Luise Roth befremdet. „Gestatten Sie aber die Frage —"

„Nimmt sich alles aus, als sei es erst gestern instand gesetzt worden. Hatten Sie den Gärtner hier?"

„Er sieht regelmäßig alle Wochen einmal nach. Wenn ich nun aber fragen dürfte —"

„Hier ist aber doch etwas nicht ganz in Ordnung," fiel er ein und zeigte auf eine der grünen Stangen, welche die Rosen stützten. „Diese Stange steht schief, der Bast ist abgerissen. Das ist gewiß erst während der Krankheit des Verstorbenen geschehen, sonst hätte er den kleinen Schaden gewiß ausgebessert."

„Ich hab's noch gar nicht bemerkt. Indessen —"

Horst trat an das Beet, das nächste am Hause und fast in senkrechter Linie unter dem Fenster des Sterbezimmers gelegen, heran, warf einen Blick auf den sauber gehaltenen Erdbelag und zog dann mit einem plötzlichen Ruck die Stange aus dem Boden. Es kostete ihn nur geringe Anstrengung.

„Dacht' ich's doch," rief er, auf ein schmutziges Tuch zeigend, das mit einem Bindfaden am unteren Ende der Stange befestigt war. „Da haben wir ja, was wir brauchen."

Mir war offen gestanden bis zu diesem Augenblicke sein Benehmen peinlich gewesen. Jetzt erst begriff ich seine Absicht. Nichts lag ihm ferner, als mit seinen scheinbar gleichgültigen Fragen von dem Gegenstand der Untersuchung abzuschweifen — im Gegenteil, er ging gerade auf sein Ziel los, seinem Scharfblick war eine wichtige Entdeckung gelungen, während das Fräu-

lein und ich ihm innerlich zürnten, daß er die Sache so leicht nahm.

„Sehen Sie das Tuch, Fräulein, es ist ein buntes Taschentuch,“ sagte er lächelnd.

„Das — das verstehe ich nicht,“ entgegnete Luise Roth erstaunt. „Wie kommt das Tuch an die Stange?“

„Sie erzählten mir gestern, daß Sie mit starkem Kopfschmerz erwacht seien — am Morgen nach der Nacht, in welcher das Testament verschwunden ist?“

„Das war allerdings der Fall.“

„Diesen Kopfschmerz verdanken Sie dem Tuche hier. Der Dieb des Testaments hat Sie mit Chloroform betäubt.“

„Wie sollte das —“

„Daran ist gar kein Zweifel. Ich vermutete so etwas. Ein Berufseinbrecher ist er nicht, der im Notfall vor einem Gewaltakt nicht zurückschreckt. Er mußte sich also auf andere Weise vor Entdeckung und Überraschung sichern. Deshalb versah er sich mit Chloroform. Er riß hier die Stange aus, band sein Taschentuch daran, dann kletterte er das Geländer hinauf, drang durch das Sterbezimmer in das andere Gemach, näherte sich Ihnen leise und hielt Ihnen das schon im Sterbezimmer mit Chloroform getränkte Tuch vor das Gesicht. Nun war er sicher und ging an die Arbeit.“

„Aber der Schrank war doch verschlossen!“

„Er öffnete ihn mittels eines Nachschlüssels. Nichts ist leichter, als ein so einfaches Schloß aufzumachen.“

„Dann mußte er aber doch wissen, wo er das Testament zu suchen hatte, und daß es überhaupt vorhanden war!“ warf ich verwundert ein.

„Wußte er auch. — Denkst du, bester Otto, der Diebstahl des Testaments sei ein Zufall? Das war

eine wohlvorbereitete Sache. Der Spitzbube verkehrte im Hause und kannte genau die Örtlichkeit. Er wußte, daß er das Fenster nach dem Todesfalle offen finden würde, er wußte, wie er hinaufkommen konnte. Als er leise die Tür des Schrankzimmers öffnete, erblickte er das Fräulein. Wahrscheinlich hatte er darauf gerechnet, die Dame schon im Bett zu finden, für welchen Fall er sich mit dem Chloroform versehen hatte. Ich weiß natürlich nicht, ob es so gewesen ist, aber ich habe die feste Überzeugung, und ich irre mich selten in meinen Voraussetzungen."

Die junge Dame hielt die schönen Augen auf den scharfsinnigen Mann mit einem Ausdruck bewundernden Erstaunens geheftet. „Wie wunderbar, daß Sie diesen geringfügigen Umstand sofort wahrnahmen!"

„Darin liegt eben die Möglichkeit unserer Erfolge, daß wir solche scheinbar geringfügige Momente herausfinden. Der Spitzbube nahm sich zu seinem Unglück nicht die Zeit, alles wieder in Ordnung zu bringen, er nahm sich nicht einmal die Zeir, das Tuch zu entfernen. Vielleicht vernahm er ein Geräusch und fürchtete Entdeckung, vielleicht glaubte er sein Geheimnis auch in der Erde sicher verborgen. Bis das Beet umgegraben wird, dachte er jedenfalls, kannst du das Tuch längst wieder entfernen, wenn er das überhaupt für notwendig erachtete. Der Gärtner, der das Umgraben besorgt, würde das bis dahin völlig verdorbene Tuch einfach wegwerfen."

„Wer ist nun der Dieb?" fragte Luise erregt. „Und wie nehmen wir ihm seine Beute wieder ab?"

„Gehen wir ganz systematisch vor," erwiderte Horst geschäftsmäßig. „Zuerst mußte die Tatsache der Entwendung mit Sicherheit festgestellt, ein Beweis dafür erbracht werden. Das ist geschehen. Nun stehen wir

also vor der Frage nach dem Urheber des Diebstahls. Diese ist gleichbedeutend mit der anderen Frage: wer hatte ein Interesse an dem Verschwinden des Testaments?"

„Doch nur der enterbte Bruder als nunmehr alleiniger Erbe," sagte ich.

„Er ist nicht der Dieb."

„Nicht?" rief ich befremdet.

„Er ist zu schlau, sich bloßzustellen. Ich bin gewiß, er hat für ein unangreifbares Alibi gesorgt."

„Sie haben recht," rief Luise Roth betroffen. „Er mußte, wie er erzählte, noch am Todestage in dringenden Geschäften verreisen. Er kehrte erst am Abend des darauffolgenden Tages zurück. Und er war wirklich abwesend, wie ich bestimmt weiß."

Mein Freund nickte nur und sagte: „Alles in Ordnung." Dann setzte er hinzu: „Fünfzigtausend bekommt er nur?"

„Auch diese nicht in die Hand. Das Kapital sollte festgelegt werden, und er nur lebenslang die Zinsen erhalten."

„Wer war sonst noch um den Kranken?"

„Nur Doktor Schindler und der Masseur Jeske."

„Der Kranke wurde massiert?"

„Täglich."

„Hatte ihm der Doktor den Masseur empfohlen?"

„Ich glaube Onkel Benjamin war es —"

„Der Bruder?"

„Ja, der hatte ihn auch gehabt und rühmte seine Gewandtheit."

„Sonst kam niemand zu ihm?"

„Niemand. Er wollte keinen Menschen um sich dulden. Nicht einmal unser Mädchen durfte ins Zimmer."

Mein Freund schwieg. Ich schaute voll Spannung in sein Gesicht. Er dachte eine kurze Weile nach, dann löste er das Tuch von der Stange ab, barg es in seiner Tasche und brachte die Stange wieder an ihren Platz. „Leben Sie wohl, Fräulein Roth,“ sagte er dann, indem er ihre Hand herzlich drückte. „Ich schaffe das Testament wieder herbei.“

Raschen Schrittes ging er mir nach der Pforte voraus.

* * *

Erst auf der Straße holte ich ihn ein.

„Hast du nicht ein wenig viel versprochen?“ sagte ich etwas spöttisch.

„Warum?“

„Du willst das Testament wieder herbeischaffen und weißt gar nicht, ob es überhaupt noch vorhanden ist?“

„Es ist noch vorhanden.“

„Wie kannst du das wissen? Wenn der Bruder es wirklich gestohlen hat, so hat er doch das größte Interesse an der sofortigen Vernichtung.“

„Stimmt auffallend.“

„Nun also?“

Er lachte. „Nun also! Hast du nicht gehört, daß er abwesend war, daß er das Testament gar nicht gestohlen haben kann?“

„Um so schwieriger. Du weißt also ja gar nicht, wer es hat.“

„Paß mal auf, Otto. Ist es nicht ein bißchen merkwürdig, daß der Kaufmann Hamann gerade zu der Zeit verreisen mußte, in welcher der Diebstahl begangen wurde?“

„Gewiß — vielleicht tat er es auch nur zum Schein.“

„Der Meinung bin ich nicht. Er verreiste wirklich. Aber warum tat er es? Er brauchte ein Alibi. Und warum? Weil er in der Tat das Testament verschwinden zu lassen beabsichtigte."

„Er mußte sich dazu folglich einer fremden Hand bedienen. In der Wirkung kommt das auf dasselbe heraus. Der Diebstahl gelang, er erhielt das Testament und warf es ins Feuer. Das ist für mich so klar wie die Sonne. Er ist viel zu schlau, als daß er sich der Gefahr aussetzte, daß man das Testament bei ihm finden könnte."

Mein Freund nickte mir lächelnd zu und bemerkte trocken: „Sehr richtig gedacht!"

Weiter sagte er nichts. Trat dann plötzlich in ein Zigarrengeschäft, an dem wir eben vorübergingen, kaufte eine Schachtel Zigaretten und bat um das Adreßbuch. Nachdem er darin nachgeschlagen, sagte er ruhig zu mir: „Jetzt gehen wir nach der Philippsgasse 5. Sie muß ganz in der Nähe sein."

„Was willst du dort?"

„Wirst sehen."

Kopfschüttelnd folgte ich ihm nach dem Philippsgäßchen. Am Hause Nummer 5, einem ziemlich alten Gebäude, erblickte ich ein Schild mit der Aufschrift: W. Jeske, Masseur.

„Ist dieser Jeske nicht derselbe, der Hamann —"

„Ganz derselbe. Dadurch ist er mir gut empfohlen."

Wir traten in das Haus, und mein Freund fragte eine alte Frau, die uns entgegenkam, nach Herrn Jeske.

„Ist nicht da," antwortete sie.

„Seine Frau auch nicht?"

„Eine Frau hat er noch nicht, nur eine Braut."

„Kommt er bald zurück?"

„Kann sein. — Gehen Sie nur hinein, wenn Sie warten wollen. Gleich rechts die Tür.“

Ohne zu zögern folgte Horst der Weisung. Wir traten in ein ziemlich unordentlich gehaltenes Zimmer, das die Spuren eines hastigen Aufbruchs zeigte. Das Bett war noch nicht gemacht, der Kleiderschrank stand halb offen, ebenso waren die Kästen der Kommode nur halb zugeschoben.

„Junggesellenwirtschaft,“ meinte mein Freund lachend.

„Nun, bei uns sieht's doch etwas anders aus.“

Höchst ungeniert begann Horst im Zimmer herumzusuchen, zog die Kästen auf, guckte in den Schrank, klopfte an die Wände.

„Der Bewohner scheint nicht zu fürchten, bestohlen zu werden,“ sagte ich.

„Scheint so. Aber da er nicht kommt, will ich ihm etwas ausrichten lassen.“

Wir begaben uns wieder in den Flur, riefen nach der Frau und baten sie, eine Bestellung zu übermitteln. Sie war gern dazu bereit.

„Ich möchte also täglich einmal massiert werden,“ sagte Horst. „Gegen Morgen. — Macht denn Herr Jeske gute Geschäfte?“ setzte er hinzu.

„Geht an,“ meinte die Alte. „Er könnte wohl noch bessere machen, wenn er mehr hinterher wäre. Gewandt ist er ja und tüchtig, aber wie die Jugend eben ist.“

„Ein bißchen zu flott?“

„Wie Sie sagen. — Er meint aber, er hätte hier kein Glück und will fort.“

„Er will fort von hier?“

„Nach Amerika.“

„Ei — so weit gleich!“ lachte Horst.

Wir entfernten uns. Mein Freund hüllte sich in Schweigen. Wir gingen einige Straßen weiter bis zur Wohnung eines geschickten Privatdetektivs, dessen sich mein Freund häufig für seine Zwecke bediente. Weller, so hieß der Geheimpolizist, war zum Glück zu Hause.

„Ich habe einen eiligen Auftrag, Weller," rief Horst ihm entgegen. „Haben Sie Zeit?"

„Wie lange?"

„Höchstens einige Tage."

„Dann kann ich es einrichten."

„Ich wünsche Aufschluß darüber, ob zwischen dem Kaufmann Hamann und dem Masseur Jeske ein geheimer Verkehr stattfindet, und wo sie sich treffen. Ferner, ob Jeske sich in der Tat mit dem Plane trägt, auszuwandern, und wie es überhaupt mit ihm sowohl als mit Hamann steht."

Der Detektiv nickte nur.

Wir verließen ihn und gingen schweigend nach Hause.

„Hältst du Jeske für den Dieb?" fragte ich meinen Freund, als wir daheim angelangt waren.

„Keinen anderen."

„Dann hat Hamann selbstverständlich längst das Testament, und dann — dann existiert es nicht mehr."

„Sei kein Kind!" erwiderte Horst. „Der Jeske wird doch nicht umsonst gearbeitet haben wollen. Ein solches Verbrechen begeht man nicht um einen Pappenstiel. Jeske wird mindestens zehntausend Mark, vielleicht sogar das Doppelte verlangen. Aber Geld hat Hamann nicht, er steckt bis an den Hals in Schulden, sein Kredit ist gleich Null. Folglich hat er Jeske versprochen, ihm den Betrag auszuzahlen, sobald er in Besitz der Erbschaft gelangt ist. Jeske ist ein ge-

riebener Patron, denkst du, er wird das Dokument ausliefern, bevor er seinen Lohn in Händen hat?“

„Allerdings wohl kaum.“

„Er weiß genau, daß sein Anspruch an Hamann in dem Augenblicke keinen Heller mehr gilt, in dem er das Pfand aus der Hand gegeben hat. Vielleicht beabsichtigt er sogar, sich überhaupt nicht wieder von dem wertvollen Dokument zu trennen. Er will auswandern — mit dem Testament im Besitz behält er Hamann zeitlebens in der Hand.“

„Und bist du auch ganz sicher, daß Jeske —“

„Ganz sicher. Die beabsichtigte Auswanderung bestätigt meinen Verdacht ebenso, wie die Benützung des Chloroforms. Ein Masseur versteht mit derlei Dingen umzugehen. Übrigens werde ich bald einen untrüglichen Beweis erhalten.“

Damit trat mein Freund an das Waschbecken heran und begann höchst eigenhändig das gefundene Taschentuch von Lehm und Erde zu reinigen.

„Aber Horst — du vernichtest ja das Beweisstück!“ rief ich bestürzt.

„Torheit — unser Zeugnis genügt im Notfalle. Ich brauche das Tuch zu einem ganz besonderen Zweck.“

Nachdem er die Wäsche beendet, hing er das bunte Taschentuch sorgfältig auf, um es zu trocknen. Dann besprachen wir uns einige Zeit angelegentlich. Auch Thomas, unser Schreiber, ward ins Vertrauen gezogen. Jeder von uns erhielt seine besondere Aufgabe.

— — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend erschien Jeske, um sich wegen der Massagekur mit Osmar zu verständigen. Ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit hielt Horst den jungen

Mann ziemlich lange auf, er erzählte ihm umständlich, an welchen Beschwerden er leide und begehrte seinen Rat, was dagegen am besten zu machen sei.

Jeske gebärdete sich wie ein halber Arzt oder vielmehr wie anderthalb, denn die Ärzte verstanden seiner Meinung nach gar nichts, er wußte viel mehr und steckte voll von Kuren und Geheimnissen.

„Sie könnten ja selber Doktor sein!“ lachte mein Freund.

„Hoffe ich auch noch zu werden,“ entgegnete der Masseur. „Hier ist es freilich nichts, aber in Amerika drüben, da gilt der Mann.“

„Wollen Sie übers Wasser?“

„Ich gehe mit der Absicht um.“

„Was wird dann aber aus meiner Kur?“

„Nun, so schnell geht das nicht, Herr Doktor. Ein paar Monate können schon noch vergehen.“

Horst bestellte ihn täglich für morgens neun Uhr.

Als der Masseur sich entfernt hatte, flüsterte mein Freund mir triumphierend ins Ohr: „Er hat ganz ebensolche Taschentücher!“

In unserem Bureau stand außer den für die Besucher bestimmten Sesseln auch eine Chaiselongue. Auf dieser ließ sich Horst, während ich meinen Platz einstweilen im Zimmer des Schreibers nahm, massieren.

Jeske erschien pünktlich am ersten, pünktlich am zweiten Tage. Er zog stets seinen Rock aus und hing ihn an einen Nagel über der Tür, band eine weiße saubere Schürze vor und begann seine Tätigkeit, ganz, wie dies bei seinesgleichen üblich ist.

Als sich Jeske anschickte, am zweiten Tage das Bureau zu verlassen, rief der Schreiber Thomas ihn verabredetermaßen zurück.

„Ach, Herr Jeske, einen Augenblick!“

„Ja?“

„Gestern ist ein Taschentuch hier liegen geblieben. Ich habe schon ein paar Leute gefragt, aber niemand will es dagelassen haben. Von Ihnen ist es wohl nicht?“

Er deutete auf das auf einem Stuhle liegende bunte Taschentuch, das Horst gewaschen, getrocknet und dann in den Zustand gebracht hatte, in dem sich schon in der Tasche getragene Sacktücher in der Regel befinden.

Jeske warf nur einen flüchtigen Blick auf das Tuch, dann griff er es lachend auf und steckte es ein. „Freilich gehört es mir,“ rief er. „Ich hab's noch gar nicht vermißt. Danke sehr!“

Damit lief er die Treppe hinunter.

„Siehst du,“ rief Horst, „jetzt haben wir ihn sicher! Bist du jetzt überzeugt?“

„Ganz und gar. Aber wie kommen wir zu unserem Testament?“

„Abwarten und Tee trinken!“

* * *

Jeske kam am anderen Morgen eine halbe Stunde später als gewöhnlich. Er entschuldigte sich mit einer dringenden Abhaltung, entledigte sich seines Rockes, hing ihn wie immer an einen Nagel und war für sein Geschäft fertig.

Horst, eben im Begriffe, sich auf das Ruhebett zu legen, richtete sich wieder auf. „Finden Sie's nicht ein wenig kühl hier, Herr Jeske?“ fragte er.

„Na, warm ist's gerade nicht.“

Horst sah nach dem Thermometer. „Knapp vierzehn, das ist zu wenig. Wir gehen besser hinüber in mein Privatzimmer, da steht auch ein Sofa.“

Jeske war einverstanden, und sie zogen sich in das Kabinett zurück, dessen Tür mein Freund von innen abriegelte. Der Rock des Masseurs blieb im Mittelzimmer hängen.

Kaum war Jeske nach getaner Arbeit fort, und mein Freund wieder angekleidet, als er zu mir herüberkam.

„Nichts gefunden?“ fragte er.

Ich hatte des Masseurs Abwesenheit benützt, um seinen Rock genau zu durchsuchen. „Eine alte Brieftasche mit ein paar Briefen und Visitenkarten, zwei Taschentücher, ein kleiner Spiegel, eine Flasche mit Franzbranntwein — weiter habe ich nichts gefunden.“

„Dachte es mir. Du hast doch die Brieftasche sorgfältig untersucht? Auch den Lederumschlag?“

„Alles.“

„Und das Rockfutter?“

„Ich kann einen Eid darauf schwören, daß sich das Dokument in dem Rock nicht befindet.“

„Dann hat er es irgendwo an einem sicheren Orte verborgen.“

„Das ist auch meine Meinung. Aber wie willst du diesen Ort ausfindig machen? Es ist ja gar nicht möglich.“

„Nein, es ist nicht möglich, oder wenigstens sehr schwer,“ entgegnete Horst. — „Thomas,“ rief er dann dem Schreiber zu, „gehen Sie doch, bitte, heute nachmittag zu Jeske und ersuchen Sie ihn, morgen erst zwischen vier und fünf Uhr nachmittags zu kommen, da ich den Vormittag in dringenden Geschäften abwesend sei. Außerdem gehen Sie zu Assessor Liebmann und bitten ihn, mich heute abend zu besuchen.“

* * *

„Also, Herr Doktor," berichtete der Detektiv Weller, „Hamann und Jeske unterhalten allerdings einen geheimen Verkehr, sowohl schriftlich als persönlich. Die Briefe werden postlagernd unter einer Chiffre aufgegeben. Ich habe den Masseur bei der Abholung eines solchen Briefes beobachtet. Die Chiffre war in nachgeahmten Druckbuchstaben geschrieben. Jeske, der sich ganz unbeobachtet glaubte, zog sich an eines der in der Posthalle aufgestellten Pulte zurück, riß den Umschlag auf und prüfte den Inhalt. Freilich konnte ich nicht erkennen, was auf dem Zettel stand, so viel sah ich aber, daß es sich nur um eine aus wenigen Worten bestehende Botschaft handelte, und daß der Absender die zur Zusammenstellung dieser Botschaft notwendigen Worte und Buchstaben aus einer Zeitung geschnitten hatte."

„Damit ist noch nicht bewiesen, daß Hamann der Absender der Mitteilung war."

„Damit nicht, Herr Doktor. Aber wohl damit, daß zwischen den beiden am Abend desselben Tages eine Zusammenkunft stattfand, und zwar weit draußen vor der Stadt, in dem fast nur von Arbeitern und Landleuten besuchten Lokal ‚Schöne Aussicht'. Jeske machte sich gegen acht Uhr dorthin auf den Weg, eine halbe Stunde nach ihm traf Hamann ein. Beide taten, als gehörten sie nicht zusammen, und da das Lokal ziemlich besetzt war, nahm der Kaufmann wie zufällig an Jeskes Tisch Platz. Erst nach geraumer Zeit kamen sie ins Gespräch, aber ich erkannte an ihren Mienen, daß die Unterhaltung eine ziemlich erregte war. Der Kaufmann schien lebhaft in Jeske zu dringen, dieser aber nicht Lust zu haben, auf den Vorschlag einzugehen. Sie trennten sich auch in recht kühler Weise."

„Vermutlich suchte Hamann den Masseur zur Herausgabe des Testaments zu bewegen," brummte

Horst. „Der aber wollte erst Geld sehen. Ich begreife nur nicht, daß sich Hamann öffentlich mit ihm zu zeigen wagt.“

„Da draußen kennt man weder ihn noch Jeske,“ erwiderte der Detektiv.

Weller mußte noch bis zur Ankunft des Assessors Liebmann warten, worauf beide von meinem Freunde ganz besondere Verhaltungsmaßregeln erhielten.

* * *

Jeske kam am nächsten Nachmittag nicht zur festgesetzten Zeit. Ich verlebte eine sehr unruhige halbe Stunde, mein Freund aber arbeitete scheinbar gleichgültig an seinem Schreibtisch.

Endlich gegen halb sechs trat die schlanke, geschmeidige Figur des Masseurs ein.

„Komme ich recht?“ wandte er sich an meinen Freund. „Ich wurde aufgehalten —“

„Schadet nichts,“ fiel ihm Horst ins Wort. „Bitte, kommen Sie!“

Sie begaben sich wieder in das kleine Kabinett. Wie verabredet, erschien dicht hinter Jeske Assessor Liebmann. Er hatte bereits seit anderthalb Stunden im Zimmer oben auf die Ankunft des Masseurs gewartet, ein Druck auf die beide Stockwerke verbindende Klingel durch unseren Schreiber setzte ihn von dem rechten Augenblick in Kenntnis. Mit Thomas zusammen trat er zu mir ins Zimmer.

„Sie verzeihen,“ sprach er mit lauter Stimme, „ich möchte Herrn Doktor Osmar sprechen.“

Mit der Hand auf die noch halb offenstehende Tür des Kabinetts zeigend, versetzte ich: „Hat es eine halbe Stunde Zeit? Herr Doktor Osmar ist eben im Begriffe, sich massieren zu lassen.“

„Wie schade —“

Ich wandte mich zu der Tür. „Bist du noch zu sprechen, Horst? Du hast wohl gehört —“

„Ja — ja.“ Er schien ärgerlich. „Wer ist es denn?“

Ich trat vollends ein und schloß die Tür hinter mir. „Ein Assessor Liebmann,“ entgegnete ich.

„Kenne ich nicht.“

„Ich auch nicht. Er scheint aber Eile zu haben.“

„Hm — Assessor Liebmann?“ Horst überlegte. „Ich muß den Namen schon auf dem Gericht gehört haben.“

„Er erklärte mir, er komme in Angelegenheiten eines Fräulein Roth, der Pflegetochter des verstorbenen Doktors Hamann, deren Bräutigam er sei.“

„Hamann? — Ach so, ich entsinne mich. — Haben Sie einige Minuten Zeit, Herr Jeske? Dann will ich den Herrn rasch abfertigen.“

Selbstverständlich hatte Jeske Zeit.

Horst trat ins Bureau, schloß aber die Tür nicht hinter sich, sondern ließ sie angelehnt, so daß man drüben jedes Wort vernehmen mußte.

Das sah ganz selbstverständlich aus, war aber natürlich Absicht. Jeske sollte hören, was wir sprachen.

Ich stellte den Assessor vor.

Dieser nahm Platz und begann: „Ich werde Sie nur einen Augenblick aufhalten, Herr Doktor. Sie haben gewiß vom Tode des Doktors Hamann gehört?“

„Gewiß hab' ich das.“

„Ich bin mit seiner Pflegetochter verlobt. Das junge Mädchen hat dem Toten ihre ganze Jugend geopfert und soll nun, da das Testament verschwunden ist, leer ausgehen. Meine arme Braut ist schlimm daran, denn sie findet keinen Glauben für ihre Behauptung, daß ein Testament vorhanden gewesen ist.“

„Natürlich nicht, da sie zu sehr bei der Sache inter-

essiert ist," entgegnete mein Freund ziemlich teilnahmlos.

„Ihre einzige Hoffnung war, das Testament wiederzufinden. Inzwischen aber —"

„Nun?"

„Inzwischen ist ein Umstand eingetreten, durch den sie die Existenz des verschwundenen Testaments beweisen kann."

„Was für ein Umstand?"

„Meine Braut hat in einem der Bücher, welche auf dem Tische vor dem Bett des Toten lagen, eine neue Niederschrift seines letzten Willens entdeckt, die zwei Tage später datiert ist als das verschwundene Testament."

„Dann ist ja alles gut."

„Noch nicht, Herr Doktor. Doktor Hamann war ein Original, gut und wohltätig, aber auch launenhaft, grillig und leidenschaftlich. Durch irgend ein Vorkommnis gegen meine Braut aufgebracht, hat er in dieser Erklärung sein zwei Tage früher ausgefertigtes Testament für ungültig erklärt."

„Dann geht sie leer aus?"

„Ganz und gar. Obwohl der Widerruf wahrscheinlich im Zorn geschrieben und gar nicht so ernst gemeint ist, so ist er doch vorhanden, deutlich und lesbar in seinen Schriftzügen geschrieben und von ihm unterzeichnet, also vollständig gültig vor Gericht. Meine Braut, die erst heute vormittag das Dokument in dem Buche gefunden hat, hätte es vernichten können. Aber sie will ehrlich besitzen oder lieber nichts haben."

„Eines anständigen Menschen würdig. Wer ist denn nun der Erbe?"

„Der Bruder des Toten, der Kaufmann Hamann."

„Und was soll ich in der Sache tun?"

„Herr Doktor, Sie sind der rechtskundigste Mann in der Stadt. Obwohl ich selber Jurist bin, so bin ich doch in diesen Dingen nicht so erfahren wie Sie. Ich frage Sie also, ob es noch eine Möglichkeit gibt, meiner Braut etwas von dem ihr eigentlich von Rechts wegen zukommenden Vermögen zu retten?“

„Die gibt es nicht,“ entgegnete Horst bestimmt. „Der einzige Weg für das Fräulein bleibt, den Edelmut Hamanns anzurufen. Der Herr wird wohl den Stand der Dinge beherzigen und der Dame eine entsprechende Entschädigungssumme aussetzen.“

„Ich wußte wohl, daß ich keinen besseren Trost erhalten würde,“ meinte der Assessor aufstehend. „Ich habe es meiner Braut schon angedeutet. So will ich also morgen vormittag mit ihr zu Hamann gehen. Sie mag ihm das gefundene Schriftstück überreichen und an seine Großmut appellieren. Er wird sich wohl zu einer Zuwendung bereit finden lassen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß meine Braut das Dokument ja hätte beseitigen können.“

„Freilich dürfen Sie nicht vergessen, daß sie auch ohnedies keinen Anspruch auf die Erbschaft gehabt hätte, solange das Testament nicht herbeizuschaffen war.“

Der Assessor dankte und entfernte sich. Ruhig kehrte auch Horst in das Kabinett zurück. Er schien die seltsame Aufregung, die sich des Masseurs bemächtigt hatte, gar nicht wahrzunehmen.

Jeske kürzte seine Tätigkeit so viel als möglich ab, er konnte gar nicht rasch genug fortkommen, war auch ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sehr wortkarg, und als er ging, vergaß er sogar seinen Hut, so daß er noch einmal umkehren mußte.

Mein Freund lachte hinter ihm her. „Du siehst,

wie es gesessen hat," sagte er. — „Thomas, rufen Sie rasch den Assessor und Weller herunter."

Als der Detektiv mit dem Assessor erschien, wandte sich Horst zu ersterem: „Sie folgen den Spuren des Masseurs. Ich denke, er wird erst überlegen, dann aber sogleich zu Hamann gehen. Heute hat er keine Zeit, den zwischen ihnen sonst üblichen Verkehrsweg einzuhalten, er geht also direkt zu ihm. Passen Sie auf, wie lange er bleibt, wie er herauskommt, und wo er sich dann hinbegibt. Dann kommen Sie schnell wieder her."

Weller verschwand.

„Und was wird weiter geschehen?" fragte nun der Assessor.

„Es wird sich alles so vollziehen, wie ich annehme. Jeske ist jetzt aus allen seinen Himmeln gestürzt. Als Inhaber des Testaments hatte er Hamann unter seinen Krallen; erst dachte er eine recht anständige Summe aus ihm herauszupressen. Nachdem nun aber der Kaufmann auch ohne das Testament Universalerbe geworden ist, hat sein Pfand ungeheuer an Wert verloren. Sein einziges Bestreben muß sein, den Verkauf des gestohlenen Testaments an Hamann noch zu bewerkstelligen, ehe dieser von der Auffindung des angeblichen späteren Dokuments Kenntnis erhält. Ihm bleibt nur bis morgen vormittag Zeit, bis dahin wird er also eine möglichst große Summe zu erpressen suchen. Er wird Hamann vorspiegeln, er müsse aus irgend einem Grunde das Weite suchen, und darauf bestehen, daß ihm dieser eine möglichst große Summe schafft. Für den Fall, daß sich Hamann weigert, wird er damit drohen, das Testament Fräulein Roth zum Kaufe anzubieten, denn Hamann weiß ja noch nichts davon, daß es ungültig geworden ist. Da der Kauf-

mann aber nicht in der Lage ist, Geld zu schaffen, so werden die beiden Biedermänner als Todfeinde auseinandergehen."

Mir schien es an der Zeit, einen Einwurf zu machen. „Jeske wird in Anbetracht der Schnelligkeit, mit welcher Hamann ihm Geld schaffen soll, sich wohl auch mit einer mäßigeren Summe begnügen, wenn nur Hamann ihm diese sofort zur Verfügung stellt."

„Das ist auch möglich. Deshalb muß das Testament heute abend schon unser werden."

* * *

Nach anderthalb Stunden kehrte Weller zurück. Horst hatte richtig gerechnet, Jeske war bei Hamann gewesen. Die Unterredung hatte fast eine Stunde gedauert, der Masseur schoß förmlich an dem Beobachter vorbei, ein Zeichen, daß seine Gefühle sich in heftiger Wallung befanden. Er schlug den nächsten Weg nach seiner Wohnung ein.

„Dann ist es die höchste Zeit," entschied Horst. Er nahm eine alte Zeitung, griff nach der Schere, schnitt eine Anzahl Worte und Buchstaben heraus und klebte sie auf einen weißen Zettel. Er reichte mir das Papier.

„Wie heißt das?" fragte er.

Ich las: „Mit ungeheuren Opfern Geld beschafft. Nicht ganz so viel, als Sie verlangten, aber wir werden schon einig werden. Erwarte Sie um zehn ‚Schöne Aussicht'. Bringen Sie mit, denn nur gegen Auslösung das andere."

Mein Freund nahm einen Umschlag und steckte den Zettel hinein. „Eine Adresse ist nicht nötig, denn sie könnte uns verraten," bemerkte er. — „Thomas, kurz vor neun Uhr übergeben Sie diesen Brief einem

in der Gasse, wo Jeske wohnt, sich herumtreibenden Kinde oder einer anderen geeigneten Persönlichkeit. Man soll ihn nur persönlich übergeben, andernfalls wiederbringen. Sie warten irgendwo und passen genau auf, daß das Schreiben richtig abgeliefert wird."

„Du rechnest bestimmt auf das Kommen des Masseurs?"

„Er wird kommen. Seine einzige Hoffnung ist es, bis morgen früh zu seinem Ziele zu gelangen."

„Warum ihn aber nach der ‚Schönen Aussicht' bestellen?" fragte der Assessor befremdet. „Würde er es nicht natürlicher finden, wenn Hamann in seine Wohnung käme?"

„Nein. Hamann muß vorsichtig sein. Auch würde sich Jeske vielleicht bedenken, den zur Verzweiflung getriebenen Mann in seiner Wohnung zu empfangen. Er fürchtet für sein Leben. Außerdem müssen wir ihn an einem Platze haben, wohin er das gestohlene Testament mitbringen muß."

„Wer von uns wird dort sein?" fragte Weller.

„In erster Linie Sie. Sie kennt er nicht."

„Wird er nicht mißtrauisch werden, wenn Hamann nicht selbst kommt?"

„Gewiß wird er das. Aber Sie bringen ja das Geld. Es wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als zu glauben, Hamann habe sich in seiner Verzweiflung jemand offenbart, und dieser wolle nun das Testament seinerseits als Pfand in der Hand behalten. Im Grunde wird ihm alles gleich sein, sobald er Geld sieht. Sollte es jedoch nicht der Fall sein und er sich weigern zu verhandeln, nun, so wenden wir eben Gewalt an. Wir werden selbstverständlich ebenfalls zur Stelle sein. Gibt er es gutwillig heraus, so sollen er und der elende Anstifter frei ausgehen, so will es die Liebenswürdig-

keit des Fräulein Roth, das Testament hat sich dann eben wiedergefunden."

„Wir kennen aber die Summe nicht, die er von Hamann gefordert hat."

„Sie legen ihm einfach die Frage nach seiner äußersten Forderung vor. Dann werden Sie ja hören. Hier sind zehntausend Mark — er wird sich bei dem jetzigen Stande der Sache den Betrag nicht entgehen lassen."

* * *

Die „Schöne Aussicht" erfreut sich nicht des besten Rufes. Sie liegt wohl eine Viertelstunde von der Stadt entfernt an der Landstraße. Sonntags finden Tanzvergnügen darin statt, es kommen oft Schlägereien und Messerstechereien vor, die Polizei hat mehr als genug mit dem Lokal zu tun. In der Woche ist nicht allzuviel Verkehr dort.

Weller kannte das Lokal, er sagte, er würde vor Jeske dort sein und für die Zusammenkunft sich vom Wirt ein kleines Extrastübchen anweisen lassen, das an das hintere Gastzimmer grenze und nur von diesem aus durch eine Tür erreichbar sei. Wir sollten von der Straße aus aufpassen. Sobald Licht in dem Kabinett auftauche, sei dies das Zeichen, daß er sich mit dem Masseur dahin zurückgezogen habe, dann könnten wir getrost die hintere Gaststube betreten. Wir sollten uns ganz nahe bei der betreffenden Tür niederlassen, er würde uns diese dann zur rechten Zeit öffnen.

Gegen halb zehn Uhr traten wir den Marsch an. Weller war uns schon voraus.

Er war der erste am Platze. Er bat zunächst den Wirt, ihm das Kabinett zur Benützung für eine Besprechung zu überlassen, eine Bitte, die der Wirt um

so lieber erfüllte, als der Detektiv eine Flasche Wein bestellte. Der brave Mann dachte, es handle sich um ein Spielchen, und dabei fiel immer ein hübscher Profit für ihn ab.

Weller saß noch nicht lange vor seiner Flasche Aßmannshäuser, als der Masseur eintrat. Er ließ einen prüfenden Blick durch das Kabinett schweifen und wollte die Tür enttäuscht schon wieder schließen, als Weller sich erhob und ihm vertraulich zuraunte: „Sind Sie der Herr Jeske?“

Der Masseur warf einen mißtrauischen Blick auf den Sprecher.

„Ich komme im Auftrag des Herrn Hamann,“ flüsterte Weller mit einem vertraulichen Augenblinzeln.

Jeske schien zu schwanken.

„Sie dürfen mir vertrauen,“ fuhr Weller leise fort. „Er kann heute nicht kommen, ohne Verdacht zu erregen. Sie haben doch seine Nachricht erhalten?“

„Also vorwärts,“ erwiderte Jeske, „ich weiß zwar noch nicht recht, was Sie wollen, aber sprechen Sie sich nur aus.“

Sie setzten sich. Weller bestellte auch für Jeske Wein, und als dieser gebracht wurde, schloß er die Tür hinter dem Kellner ab.

„Nun sind wir ganz ungestört,“ begann er lächelnd. „Zigarre gefällig?“

Jeske bediente sich zaudernd. Sein Mißtrauen war offenbar noch nicht gewichen.

„Sie wundern sich, daß ich eingeweiht bin? O, ich hab' schon manches gute Geschäft mit Hamann gemacht. Ich wußte schon lange, woher der Wind mit dem Testament weht. Als er heute Geld wollte, sagte ich es ihm auf den Kopf zu. Schließlich gab er

es zu. Wir haben ja auch keine Geheimnistuerei nötig, dazu wissen wir zuviel voneinander.“

„Wer sind Sie?“ forschte Jeske unruhig.

„Mein Name tut nichts zur Sache, Herr Jeske,“ sagte Weller gemütlich. „Wenn wir einander einmal treffen sollten, kennen wir uns nicht. Verstanden?“

„Meinetwegen. Aber ich verstehe nicht, warum Herr Hamann —“

„Ich sagte Ihnen schon, er kann nicht gut fort. Ein Fräulein Roth ist bei ihm mit ihrem Bräutigam, einem Assessor. Ich war noch bei Hamann, als sie kamen. Wir waren gerade einig, da rief das Mädchen ihn ab. Er kam aber gleich wieder herein und sagte: ‚Ich kann jetzt nicht fort. Du mußt für mich zu Jeske gehen.‘ Dabei zitterte er am ganzen Leibe und war totenblaß. Der Besuch schien nichts Gutes zu bedeuten. Na, und damit wir endlich Vertrauen zueinander fassen: hier hab’ ich das Geld, lieber Freund.“

Er zog Banknoten aus der Tasche und breitete sie auf dem Tische aus.

Jeske erbebte, als er von dem Besuch hörte. Jetzt war es höchste Zeit, zuzugreifen. Gierig hefteten sich seine Augen auf das vor ihm liegende Geld. War das nicht Beweis genug für die Redlichkeit der Absichten seines Gegenüber? Konnte es ihm schließlich nicht gleich sein, von wem das Geld kam?

„Also noch einmal, was ist Ihre letzte Forderung?“ drängte Weller.

„Was ich gesagt habe. Ich gehe nicht um eine Mark mehr herunter.“

„Sind Sie denn schon heruntergegangen?“

„Na und ob. Er hatte mir zwanzigtausend Mark versprochen, und wenn ich nicht so nötig Geld brauchte —“

„Vernünftig, Jeske! — Was wollen Sie also haben?"

„Zehntausend — unter dem nicht."

„Hier sind sechstausend. Mehr bin ich nicht beauftragt —"

Jeske atmete schwer, die Summe lockte ihn, außerdem drängten die Minuten. Aber er wollte doch versuchen, mehr zu erhalten. „Ich — ich kann nicht. Bedenken Sie mein Risiko —"

„Bedaure." Weller begann die Banknoten wieder einzustecken.

„Lassen Sie doch. Geben Sie wenigstens achttausend."

Sie feilschten noch eine Weile hin und her, bis Weller endlich ausrief: „Nun meinetwegen siebentausendfünfhundert. Da sind sie."

Der Masseur legte die Banknoten hastig zusammen, aber Weller wehrte ihn ab.

„Erst den Gegenwert, lieber Freund!"

„Das versteht sich," entgegnete Jeske, indem er einen großen Umschlag aus der Tasche zog. „Da ist es — es war gut verborgen."

„Ist es auch das richtige?"

„Überzeugen Sie sich."

Sorgsam prüfte Weller das Testament. Dann schob er es in die Tasche und erhob sich.

Jeske achtete nicht mehr auf ihn; er beschäftigte sich damit, das Geld zu zählen und einzustecken. Ein wilder Triumph leuchtete aus seinen Augen.

Da schritt Weller zur Tür und öffnete sie.

Drei Personen traten ein: mein Freund, der Assessor und ich.

„Was — was soll das?" rief Jeske erbleichend.

„Mein lieber Herr Jeske," redete ihn Horst freund-

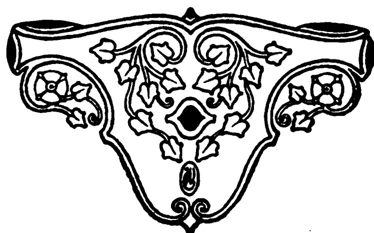
lich an. „Lassen Sie sich nicht stören. Ich möchte nur einige wenige Worte mit Ihnen reden. Ich habe Ihnen — seien Sie mir deshalb nicht gar zu böse — eine Falle gestellt. Das mit dem späteren Testament, das Fräulein Roth gefunden haben soll, ist Schwindel. Das Testament, das Sie so liebenswürdig waren zu stehlen, gilt allein, und da wir es nun glücklich haben, ist Fräulein Roth die Erbin des ihr von Gott und Rechts wegen zustehenden Vermögens. Nun aber mache ich einen Vorschlag zur Güte. Sie wissen, was Ihnen bevorsteht. Wollen Sie den Weg ins Zuchthaus antreten, und zwar in Gemeinschaft mit Hamann, oder wollen Sie uns das erpreßte Geld gutwillig herausgeben und dafür Schonung eintauschen? Das Geld ist nämlich mein Eigentum. Wenn Sie sich fügen, so ist das Testament einfach wiedergefunden worden, und von dem Diebstahl ist keine Rede mehr. Diese Nachsicht üben wir nicht um Ihrer schönen Augen willen, sondern aus Rücksicht auf Doktor Hamanns Angedenken. Nun wählen Sie."

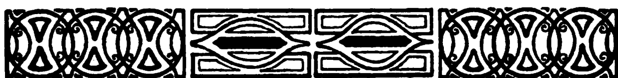
Mein Freund nahm ruhig Jeske gegenüber Platz, der mit verstörten Augen um sich schaute. Der Weg zur Flucht war ihm verschlossen, weigerte er sich, würde er wahrscheinlich sofort verhaftet werden. Was blieb ihm also übrig?

Nachdem er vergeblich versucht, wenigstens einen Teil des Geldes für sich zu retten, lieferte er zähneknirschend die Päckchen aus, die mein Freund mit Achtsamkeit nachprüfte. Mit verbissener Miene beantwortete er auch die Fragen Horsts, und aus seinen Antworten ergab sich, daß alle Voraussetzungen des scharfsinnigen Psychologen sich mit den Tatsachen deckten. Den Schrankschlüssel hatte Luise Roth kurz

vor dem Tode ihres Pflegevaters in der Eile doch einmal einige Minuten auf dem Tische vor dem Bett des Kranken liegen lassen. Diese Zeit war von dem gerade anwesenden Hamann, der schon seit mehreren Tagen auf eine Gelegenheit hierzu lauerte, benützt worden.

„Alles in Ordnung," rief Horst, seine Banknoten einsteckend. „Danke, Herr Jeske. — Ziehen Sie doch kein solch schiefes Gesicht, Mensch! Sie haben wirklich ein ganz gutes Geschäft gemacht. — Und nun fort mit Ihnen, und — vergessen Sie Ihr Taschentuch ein andermal nicht, wenn Sie einbrechen!"





Sommerfrischen an Erlauf und Ybbs.

Wanderbilder aus Niederösterreich. Von Fritz Fröhlich.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

An die Hauptstrecke der westlichen Linie der österreichischen Staatsbahnen zwischen Wien und Linz sind neuerdings verschiedene Zweigbahnen angeschlossen worden, die den Besuch der anmutigen Gebirgslandschaft rechts der Donau erleichtern. Die Bereisung dieser idyllischen Voralpenlandschaft läßt sich daher auch bequem mit einer Donautalfahrt verbinden; sie führt zu zahlreichen Ortschaften, die in Österreich, zumal in Wien, schon länger als Sommerfrischen geschätzt sind, und deren Besuch sich in mehr als einer Beziehung als recht lohnend erweist.

Eine solche Nebenbahn, die in eines der schönsten Gebiete des niederösterreichischen Alpenlandes hinaufführt, zweigt von der uralten Donaustadt Pöchlarn in das Erlauftal ab, zieht durch dieses zur Wasserscheide hinauf, welche die Quellengebiete von Erlauf und Ybbs trennt, und führt durch das Tal der westlich von Pöchlarn in die Donau mündenden Ybbs flußabwärts bis Waidhofen, wo diese „Ybbsbahn" in die Hauptstrecke der nach Selztal, Villach, Pontafel führenden Staatsbahn mündet.

Die ganze Bahnstrecke von Pöchlarn nach Waidhofen, die einen fast kreisförmigen, nach Norden offenen Bogen beschreibt, ist 117 Kilometer lang,

die Fahrt dauert etwa fünf Stunden. Sie verbindet die als Sommerfrischen beliebten Orte Scheibbs, Gaming, Lunz, Göstling, in dessen Nähe noch ein Bähnchen nach Ybbsitz abzweigt, mit den genannten Ausgangspunkten. Pöchlarn liegt 215 Meter, Scheibbs 332, Gaming 430, Lunz 586, Göstling 524, Waidhofen 358 Meter hoch. Zwischen beiden Tälern



Partie an der Erlauf nächst Scheibbs.

ragt die Felspyramide des Ötscher mit ihrer prachtvollen umfassenden Rundsicht 1892 Meter in die Höhe, und nur wenig niedriger ist die Kuppe des ihm benachbarten, südlich der Ybbs sich erhebenden Dürrenstein. Der Ötscher ist der nördlichste Bergstock in dem zusammenhanglosen Zug der niederösterreichischen Alpen, deren „Ostkap“ wie das der Alpen überhaupt der 2075 Meter hohe Schneeberg im Süden von Wien ist. Gegen die Steiermark bildet das Eisenerzer Übergangsgebirge das Hinterland.

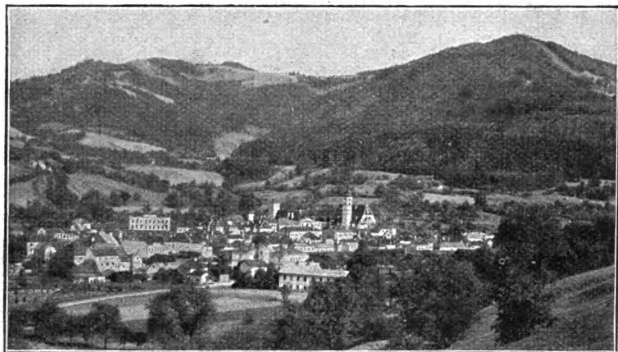
Wer die Gegend von Pöchlarn noch nicht kennt, sollte das Donauufer nicht verlassen, ohne sich hier etwas umzusehen. Pöchlarn ist das im Nibelungenliede als Sitz des Markgrafen Rüdiger gefeierte Bechlaren. Hier fand Kriemhilde auf ihrem Zug in das Hunnenland, so berichtet die alte Dichtung, glänzende Aufnahme. Von der alten Grafenburg steht nichts mehr, und das Äußere des von stattlichen Nußbäumen umschatteten uralten Städtchens verrät wenig von seinem früheren Glanze. Das am linken Ufer bei Klein-Pöchlarn aufragende Schloß Artstetten ist neueren Ursprungs. Dagegen stammt das etwas weiter abwärts gelegene zinnengekrönte Schloß über dem Marktflecken Weiteneck, das Kaiser Franz neu herstellen ließ, wie man annimmt, aus der Urzeit der Ostmark. Wenige Kilometer unterhalb Pöchlarn liegt über dem Ausfluß der Melk und dem gleichnamigen Marktflecken auf hoher, langer Granitwand die berühmte, im zehnten Jahrhundert gegründete, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im italienischen Barockstil neugebaute Benediktinerabtei Melk, in deren Gruft die ältesten Babenberger schlummern.

In dieser fruchtbaren Landschaft, hinter der Felsenenge von Grein, wo Strudel und Wirbel der Donau bis weit ins vorige Jahrhundert die Schiffahrt so sehr erschwerten, hat die deutsche Kultur in der Völkerwanderungszeit zuerst festen Fuß gefaßt. Auch Melk (Medeliche) ist im Nibelungenlied schon erwähnt. Das alte ummauerte Städtchen Ybbs am Ausfluß der Ybbs, die stattlichen Ruinen von Schloß Dürrenstein, wo einst Richard Löwenherz gefangen saß, vom Freistein mit seinem dreifachen Mauerring, vom Aggstein bei Krems und das dort landeinwärts auf einem stumpfen Bergkegel thronende prachtvolle Benedik-

tinerstift Göttweih geben uns einen Begriff von der historischen Bedeutung der Landschaft.

Wie Ybbs für die Ausfuhr von Salz von Hallstadt her, so hatte Pöchlarn für die des Eisens aus den Eisenerzgruben seines gebirgigen Hinterlandes schon im frühen Mittelalter eine handelspolitische Bedeutung. Die Römer kannten beide Städte gut; Pöchlarn nannten sie Arelape, Ybbs Pons Isidis.

Weltentlegen ist also das Erlauftal, in das wir nun



Scheibbs.

hineinwandern, keineswegs. Wir haben Zeit, und es wandert sich so schön den aus der Ferne winkenden blauen Bergen entgegen, wenn ein diesen Bergen entströmender, am Weg dahinbrausender Fluß den Takt dazu rauscht. Auch das Erlauftal ist der Sitz alter Kultur, einer Eisenindustrie, die jetzt moderne Formen angenommen hat, und seine Vorzüge als Sommerfrische hat man auch schon in früheren Zeiten zu schätzen gewußt. Das letztere wird uns bald durch verschiedene, aus älterer Zeit stammende Herrensitze und Schlösser bestätigt.

Unser Fluß macht mancherlei Windungen, zuerst

zwischen niedrigen, dann immer höher ansteigenden Hügeln. Immer wieder wird über den Alpenvorbergen im Hintergrund das Felshaupt des Ötscher sichtbar. Nach den ersten 5 Kilometer durchschneiden wir das Dorf Erlauf. Hier überbrückt die Bahn den Fluß aufs linke Ufer. Es folgen die Stationen Petzenkirchen und Wieselburg. Der Einfluß der Kleinen Erlauf in die Große schuf bei letzterem Ort ein malerisches Gelände. In seiner Nähe besitzt der Kaiser von Österreich verschiedene Schlösser. Schloß Weinzierl ist in neuerer Zeit zum Ferienheim für erholungsbedürftige Wiener Kinder der ärmeren Klassen eingerichtet worden. Auch bei Purgstall, einem freundlichen Ort zu beiden Seiten des Flusses, grüßt ein stattliches Schloß aus dem Grün alter Bäume; es gehört dem Fürsten Schaffgotsch. Die Berge treten nun näher zusammen, und hat man nach fünfstündiger Wanderung den Hauptort des Tals, den Markt Scheibbs, erreicht, so befindet man sich inmitten eines schönen, waldbedeckten Höhenkranzes, dessen höchste Erhebung, der 842 Meter hohe Blassenstein, ein schöner Aussichtspunkt ist.

Wenn man früher in das gemütliche Scheibbs, etwa auf einem Ausflug zum Ötscher, einmarschierte, da klang einem zum Gruß aus der Mehrzahl der altertümlichen Häuser das lustige Gehämmer der Sichel-, Pfannen- und Nagelschmiede entgegen, die ihr Gewerbe nach Urväterart als Hausindustrie betrieben. Das ist nun anders geworden. Natürlich zum Vorteil der Sommerfrischler, die hier Erholung vom Großstadtlärm suchen. Der Fluß läuft schon vor Scheibbs in einem felsigen Bett, das die Anlage von Mühlen und Fabriken, sowie von Elektrizitätswerken erleichtert hat, welche die größeren Ortschaften und

Herrensitze des Tals mit Licht versorgen. Schöne Gasthäuser stehen in Scheibbs zur Aufnahme von Gästen bereit. Die Preise sind noch mäßig. Bietet schon der Ort selbst dem Fremden mancherlei Sehenswürdigkeit -- die stattliche gotische Pfarrkirche, das Schloß, in welchem die Bezirkshauptmannschaft amtiert, das Rathaus mit seinen alten Waffen und Rüstungen — so ist auch nicht minder für Mannigfaltigkeit lohnender



Markt Gresten an der Kleinen Erlauf.

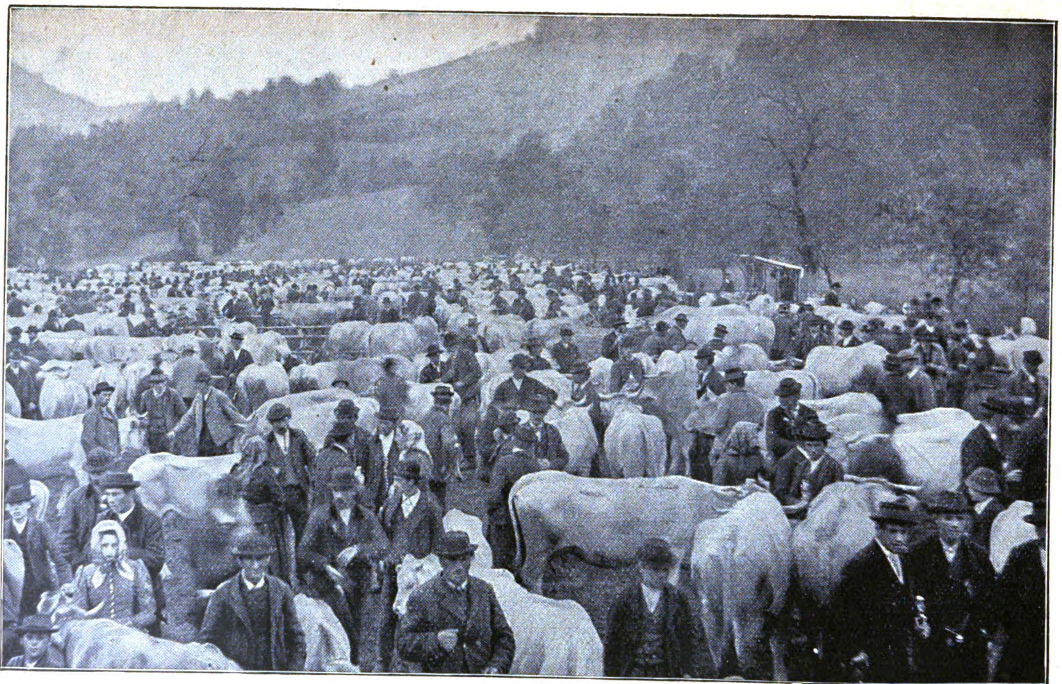
Ausflüge gesorgt. Kurze Spaziergänge führen auf die Gruberhöhe, zur Luegmühle, zum Park der Villa Almasy, zum Kaiserplatzl. Zwei bis drei Stunden nimmt die Besteigung des Blassensteins in Anspruch. Bequemere lohnende Ausflüge haben das interessante alte Schloß Plankenstein und die Ruine Reinsperg zum Ziel.

In einer Stunde läßt sich zu Wagen der alte Marktflecken Gresten im Tal der Kleinen Erlauf erreichen. Auch dieser Ort, von dessen früherer Blüte eine große Zahl noch bestehender Gasthäuser zeugt, war früher Sitz einer rührigen Hausschmiederei. Jetzt wird die

idyllische Stille des Orts nur ein paarmal im Jahr unterbrochen, wenn die Viehmärkte, die zu den bedeutendsten Niederösterreichs zählen, dort abgehalten werden. Unsere Abbildung auf S. 153 nach der photographischen Aufnahme von Doktor C. Hassack in Wien versetzt uns in das lebhafte Markttreiben, wie es sich zu „Barthelmei" während eines solchen Viehmarkts in Gresten entfaltet. Aus allen Teilen der Umgegend, namentlich von den Alpenweiden Niederösterreichs, werden zu dem Markt ganze Herden prächtiger Ochsen nebst Jungvieh von den Bauern zum Verkauf herangetrieben. Das meiste Vieh wird für Mastanstalten aufgekauft und geht besonders nach Mähren und Böhmen.

Natürlich läßt sich von Scheibbs aus mit Hilfe der Eisenbahn das Tourenprogramm ganz bedeutend erweitern. Gleich die zweite Station gegen das Gebirge, Neubrück, bietet den Eingang in das schöne Jeßnitztal, wo in zwei Stunden Buchenstuben erreicht wird. Nicht minder lohnend ist von hier der Ausflug nach Kirchberg im Pielachtal, wobei die Post benützt werden kann. Beide Zugänge führen zu der großartigen Aussichtswarte auf den „Brandmauern". Eine Bahnfahrt von wenigen Minuten bringt uns nach Kienberg, der Endstation der Erlauftalbahn, die längere Zeit ohne die Fortsetzung ins Ybbstal bestand.

Von Scheibbs bis Kienberg ist der Charakter der Bahn ein wesentlich anderer als vorher. Das Tal verengt sich beträchtlich, ja in der Schlucht bei Pentenburg ist gerade nur noch Raum neben dem Fluß für Bahn und Straße. Von Kienberg, wo die großen Heiserschen Eisenwerke sich ausdehnen, steigt dann die schmalspurige Ybbsbahn an der westlichen Talwand nach Gaming empor.



„Barthelmei"-Markt in Gresten.

Der Markt Gaming liegt am Fuße des Zürner in einem schönen sonnigen Bergkessel; auch dieser Ort war schon vor dem Bau der Bahn als Sommerfrische beliebt. Zwei Gasthäuser stehen für die Aufnahme



Die Kartause in Gaming.

von Dauergästen bereit. Einen besonderen malerischen Reiz erhält der Ort durch die vor ihm gelegenen Baulichkeiten der alten, von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Kartause, die jetzt samt der gotischen, mit schönen Fresken geschmückten Kirche zu dem Schloßbesitz des Grafen Festetics-Tolna gehört. In den kleinen hochgiebeligen Häuschen, die die Kirche umgeben (siehe obenstehendes Bild), wohnten einst die Kartäusermönche. Zu dem Schloß gehört auch ein großer schattiger Park.

Die Besteigung des Zürners beansprucht etwa anderthalb Stunden. Ein hübscher Spaziergang bringt uns an der Polzbergmühle vorbei auf den Polzberg. Größere lohnende Ausflüge führen über Filzmoos

ins Erlauftal zu den Thormäuern und in die Frauenhöhle mit ihren hübschen Tropfsteinbildungen. Die alte Fahrstraße nach Lunz über den Grubberg ins Ybbstal, welche herrliche Ausblicke in die nächste Bergwelt gewährt, hat auch ihre Wichtigkeit für die vielen Touristen behalten, die von Gaming aus den Ötscher besteigen.

Man geht auf der Straße eine Stunde weit, bis zur Straßenteilung am Grubberg beim Wirtshaus Jagersberger, dann weiter nach Lackenhof, wo bereits eine Höhe von 753 Meter erreicht ist. Man kann dieses erste Wegstück von Gaming aus auch mit der Post in drei Viertelstunden zurücklegen. Von Lacken-

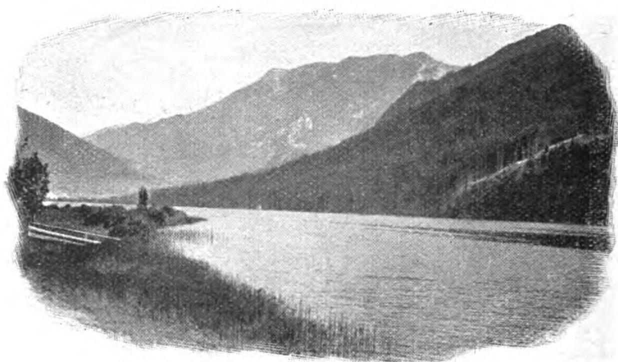


Lunz mit dem Scheiblingstein.

hof an beginnt das eigentliche Steigen. Der Weg ist rot bezeichnet, vom Österreichischen Touristenklub, der auch das 1420 Meter hoch gelegene Ötscherhaus über dem Riffelsattel errichtet hat. Von hier geht es

östlich über den Kamm zur Pyramide des weithin ins Donautal grüßenden Aussichtsbergs. Die eigentliche Besteigung nimmt knapp drei Stunden in Anspruch.

Der Berg wird auf gleichem Weg auch von Lunz aus bestiegen. Am Südabfall der Straße gegen Lunz, bei dem Teiche nächst dem Wirtshaus „zur Mansrodel“, eröffnet sich dem Wanderer ein mit Recht vielgerühmter Blick in die Landschaft, die von den schroffen



Lunzer See.

Felsmassen des Ötschers und des Dürrensteins beherrscht wird. Die Bahnstrecke von Kienberg nach Lunz führt durch das anmutige Tal des Bodingbaches und dann über die Wasserscheide hinüber ins grüne Ybbstal.

Lunz ist gar freundlich zwischen steilaufsteigenden Waldbergen eingebettet, über die im Osten des Scheiblingsteins helle Felswände ins Tal leuchten. Der Kontrast ist sehr malerisch, wie überhaupt hier die Landschaft ringsum einen besonderen Reiz hat, wozu der nahe Lunzer See, in dessen grüner Flut sich der ihn überragende Scheiblingstein spiegelt, nicht wenig beiträgt. Dieser Bergsee ist 616 Meter hoch über dem Meer



Im Kasten bei Lunz.

gelegen und hat eine Länge von fast 2 Kilometer. Der Wald in diesen Gegenden ist reich an Wild; köstliche Saiblinge in reicher Fülle liefert der See. Das macht sich bei der Speisenwahl in den Gasthäusern des sauberen Marktorts angenehm geltend. Der See, der auch Gelegenheit zum Baden und zu Kahnfahrten bietet, liegt nur eine halbe Stunde vom Ort; der „Seehof" am oberen Ende ist mit einem interessanten Aquarium ausgestattet. Hier führt sowohl ein Weg auf die Straße nach Lackenhof zur Besteigung des Ötschers vorüber — über den 748 Meter hohen „Durchlaß" ins Oistal (anderthalb Stunden) — als auch der lohnendste Weg auf den Gipfel des südwärts liegenden Dürrensteins, dessen Aussicht auf die weitere Alpengipfelwelt seiner Höhe von 1877 Meter entspricht. Es empfiehlt sich, für den fünfstündigen Aufstieg, durchs Seebachtal, zum Jagdhaus in der Neuländ, am Mittersee und Obersee vorbei, über die Herrenalpe mit dem Jagdhaus des Barons Rothschild, einen Führer mitzunehmen. Die Besteigung ist sehr lohnend.

Als kürzerer Ausflug lohnt sich vor allem ein Gang auf den 1002 Meter hohen Lunzer Berg; auf dem grün markierten Wege vom Wirtshaus „Pumhösl" und über das Bauernhaus „Hohenberg" braucht man nur eine Stunde auf die Höhe. Etwa ebenso weit ist der Weg nach Kasten, wo sich, wie unser Bild auf Seite 157 deutlich macht, ein wundervoller Blick auf das nackte steile Kalkgefels des Dürrensteins darbietet. Eine Biegung der Straße erzeugt den Eindruck, als ob hier das Tal zu Ende sei. Über den Fluß spannt sich in schönem Bogen eine Steinbrücke, von deren Brüstung ein hohes Kruzifix und steinerne Figuren niedergrüßen. Die Brücke führt zu einer Holzstofffabrik.

Eine kurze Bahnfahrt entlang der Ybbs bringt

uns noch südlicher nach Göstling, dessen Gasthäuser ebenfalls zur Aufnahme von Sommergästen eingerichtet sind. Hier mündet der Göstlingbach in die Ybbs, und ein herrlicher Spaziergang führt ins Steinbachtal durch die „Not" — so heißt eine überbrückte wildzerklüftete Klamm — zum Jagdschloß des Barons Rothschild. Eine prachtvolle Gebirgslandschaft mit



Ybbsitz mit dem Prochenberg.

stimmungsvollen Parkanlagen umfängt uns hier. In der Talweitung von Göstling kreuzen sich die Straßen, welche einerseits von Gaming, anderseits von Waidhofen und Steyr aus nach Mandling und Lassing und von da weiter nach Eisenerz und Reifling führen. Lassing, zwei Stunden von Göstling, ist der Ausgangspunkt für die Besteigung des Hochkohrs, der für den schönsten Aussichtsgipfel in Niederösterreich gilt und einen Ausblick in die Alpen bis zum Glockner gewährt.

Von Göstling kann man auch direkt auf den Ötscher durch das Steinbachtal und die Hundsaubachschlucht gelangen.

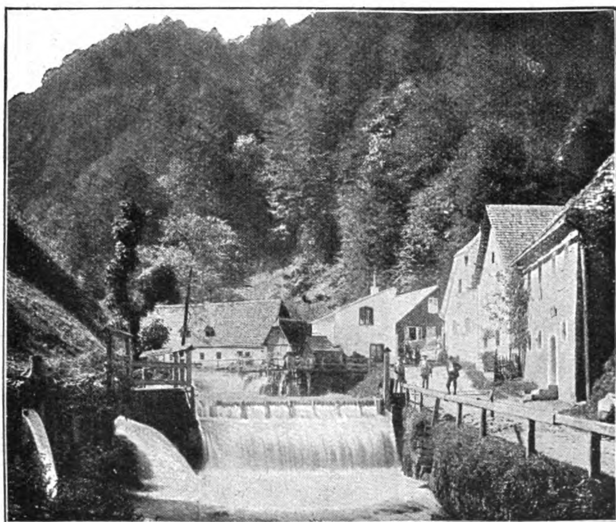
Nur 5 Kilometer vor Waidhofen liegt Gstadt, von wo die 7 Kilometer lange Zweigbahn nach Ybbsitz führt. Der alte wohlhabende Marktort gehört also schon zur Umgebung von Waidhofen, das als ehemals befestigte Stadt, mit seinem alten Schloß und der Pfarrkirche St. Magdalena, manche Sehenswürdigkeit bietet und mit seinen Anlagen am Buchenberg, der Badeanstalt im Urlbach und den vielen Gelegenheiten zu bequemen Ausflügen ins Ybbs- und Ennstal längst bei den Wienern als Sommerfrische geschätzt ist.

Durch die Bahnverbindung ist nun auch Ybbsitz zu dieser Geltung gelangt. Es liegt am Einfluß des Prollingbachs in den Ybbsbach zu Füßen des 1123 Meter hohen Prochenbergs, auf dem die Alpenvereinssektion Waidhofen eine Unterkunftshütte errichtet hat. Der Prollingbach, dessen kräftige Wasser zahlreiche Hammerwerke in Ybbsitz treiben, kommt aus der von uns schon von Göstling aus besuchten „Not", deren Südende einen prächtigen Wasserfall bildet. Der alten lebhaften Eisenindustrie des Ortes hätte gewiß ein ähnliches Geschick wie der von Scheibbs Stillstand geboten, wenn hier nicht der niederösterreichische Gewerbeverein das Kleingewerbe energisch gefördert hätte.

Die Bahnstrecke, die von der Donau her über Waidhofen nach Selztal führt, zweigt in Amstetten von der Wien—Linzer Staatsbahn ab. Wer nicht ins Erlauftal will, benützt natürlich diese Zufahrt zum Besuch des Ybbstals.

Als einen sehr interessanten Abschluß des Besuchs beider Täler möchte ich zum Schluß den Abstecher von

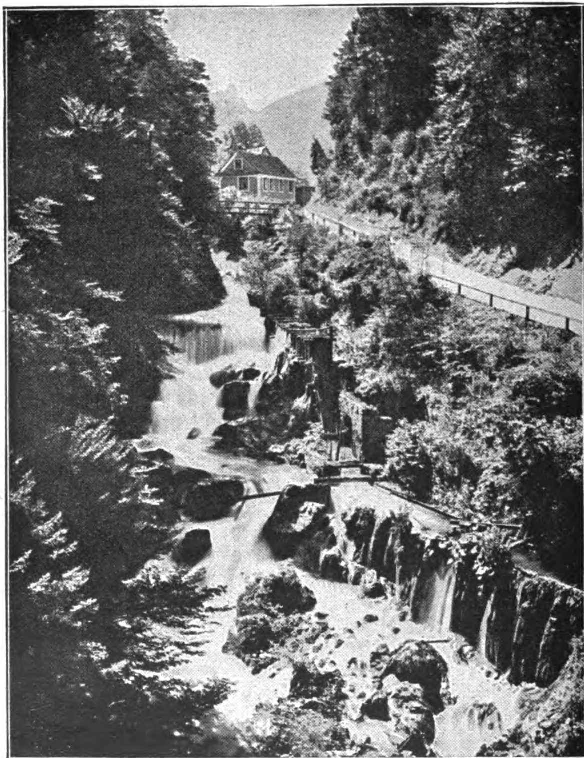
Waidhofen nach Eisenerz empfehlen, wohin bei Hieflau von der Rudolfsbahn die Linie abzweigt. Der Zug des von Tirol bis Ungarn zu verfolgenden Spateisensteins hat in dieser Gegend die reichsten Lagerstätten. Das alte Bergstädtchen am Erzbach und neben dem Erzberg, das im Osten vom schroffen Pfaffenstein,



Eingang ins Tal des Prollingbaches.

im Westen vom Kaiserschild überragt wird, zwei Bergen von etwa gleicher Größe wie der Ötscher und der Dürrenstein, liegt genau im Süden von Göstling jenseits der Salza, über welche am Hochkaar vorüber bei Palfau die alte Straße nach den Tälern von Erlauf und Ybbs führt. Der rote, 1537 Meter hohe Erzberg schließt im Süden das Tal. Er ist buchstäblich ein Eisenberg, da der größere Teil seiner Masse so reich an diesem Metall ist, daß es im Sommer wie in einem

Steinbruch gebrochen wird. Der Eisenerzer Bergbau, seit uralter Zeit im Betrieb, beschäftigt jetzt im Sommer 4500, im Winter 2800 Arbeiter und liefert jährlich



Wasserfall „in der Not“ bei Ybbsitz.

etwa 12,000,000 Meterzentner Eisen. Die durch kühne Anlage und großartige Aussichtsbilder ausgezeichnete Erzbergbahn, nach dem Abtschen Zahnradsystem hauptsächlich für den Erztransport erbaut,

kann von den Fremden benützt werden, um Einblick in den Etagenbau des riesigen Bergwerks zu gewinnen. Sie führt durch große, bald schräg abwärts, bald schräg aufwärts gerichtete Tunnel und über hohe Viadukte — eine bewundernswerte Schöpfung der modernen Bergbautechnik. Die gotische St. Oswaldkirche in Eisenerz ist als Beispiel einer stark befestigten mittelalterlichen Kirchenanlage sehr interessant. Das kulturhistorische Museum am Aufgang zur Kirche ist gleichfalls sehenswert.

Nicht weit von Eisenerz, an der Bahnstrecke nach Hieflau, ist der schönste See von Steiermark, der Leopoldsteiner See, in einem wildromantischen Felsenkessel. Und ein stolzer Aussichtsberg, der höchste des Landes, ist auch in der Nähe. Der Hochschwab hat eine Höhe von 2278 Meter. Auf seiner Höhe sieht man sich den weißschimmernden Gipfelketten der Hochalpen Österreichs schon beträchtlich näher gerückt, und doch vermag das nach Norden schweifende Auge auch so manches Merkmal des Donaulaufs zu erkennen.





Den Tod in der Hand.

Von Carry Brachvogel.

„Ist es auch wirklich wahr?"

„Ein Militärarzt hat es mir gesagt."

„Ja, es ist so," mischte sich jetzt die Schwester eines Offiziers in das Gespräch der beiden Damen, „ich weiß es von meinem Bruder. Die japanischen Offiziere bekamen es mit ins Feld, als sie gegen die Russen zogen."

„Wissen Sie, was es ist?"

„Ich glaube, konzentrierte Blausäure. Mein Bruder sagt, sie bekämen eine kleine Glasphiole, an deren Inhalt sie nur zu riechen brauchten. Mit einem einzigen Atemzug ist gleich alles zu Ende."

Den Damen lief ein Gruseln über den Rücken.

„Mit einem einzigen Atemzug — schrecklich!"

„Schrecklich? — Ich finde es wunderschön!" sagte eine ältere, müde und angegriffen aussehende Dame. „Ich meine, jeder Mensch sollte solch eine Glasphiole zur freien Verfügung haben. Wir würden noch einmal so leicht leben, wenn wir immer den Tod in der Hand hätten, wenn wir wüßten, daß wir ein Ende machen können, sobald uns das Dasein unerträglich erscheint."

„Aber das wäre ja eine himmelschreiende Sünde!" meinte die Frau Regierungsrat.

„Gewiß ist es eine Sünde. Allein es gibt Fälle —"

„Jedenfalls sollte der letzte Augenblick nie häßlich sein. Man sollte aber die Möglichkeit haben, in Frieden zu gehen und ohne Qualen. Denken Sie nur, wie schrecklich es ist, sich vom Fenster herabzustürzen, sich zu ertränken, zu erschießen oder unter einem Eisenbahnzuge zu sterben. Freilich — freiwillig sterben wird immer nur ein Unglücklicher, ein wirklich Unglücklicher. Weshalb so einen mit Gewalt im Leben zurückhalten?“

„Nun, das ist Sache des Glaubens, des Gewissens. Ein wahrhaft edler Mensch wird nie Hand an sich selbst legen.“

Die Damen sprachen noch einige Zeit in dieser Weise hin und her und gingen dann nach Hause. Die erste Strecke gingen sie alle gemeinsam, dann trennte sich an jeder Straßenecke eine ab, bis schließlich jede allein ihres Weges zog.

„Wie im Leben,“ dachte Frau Gertrud, und ihre dunklen Schwermutsaugen blickten nachdenklich in die Ferne.

Das Gespräch, das zuletzt angeschlagen worden war, tönte noch in ihr weiter. Sonst, wenn sie des Abends allein in ihrem Wohnzimmer saß, nahm sie ein Buch vor, eine Handarbeit oder sie spielte ein wenig auf der Geige. Heute lagen ihre Hände untätig im Schoß, und um ihren Mund, auf ihrer Stirn stand zähes Grübeln. Die Glasphiole ging ihr nicht aus dem Sinn. Ein Atemzug, ein einziger Atemzug nur — und alles war zu Ende! Ohne Qual, ohne Kampf — einfach zu Ende!

Sie schloß die Augen, auf ihrem Gesicht lag jetzt ein Widerschein von Glück.

Keiner wußte ja, wie müde sie des Lebens war, wie öde und wie schrecklich es sich vor ihr dehnte. Die Jahre der Jugend, der heißen Zukunftsträume lagen

schon weit hinter ihr, vor ihr aber vielleicht Jahrzehnte der Einsamkeit, der Verbitterung, des Siechtums. Sie war fast allein auf der Welt. Alle, die sie geliebt hatte in der Familie, waren gestorben, geblieben waren nur die Egoisten, die Brutalen, die nur kamen oder nur schrieben, wenn sie etwas von ihr begehrten. Sie hatte früher einmal als Mädchen von einer Ruhmeslaufbahn als Künstlerin geträumt. Ihr Talent hatte aber nicht ausgereicht. Schließlich hatte sie einen kleinen Beamten geheiratet und mußte jetzt froh sein, daß sie ihrer bescheidenen Witwenpension mit Musikstunden, die sie gab, aufhelfen konnte. Immerhin hatte sie ein paar tausend Mark auf der Bank liegen — für den äußersten Notfall.

Sie lachte eine Sekunde bitter auf. Der äußerste Notfall war ja nun da. Diese tückische Krankheit, deren Anzeichen sie seit Monaten spürte. Der Arzt freilich gab Hoffnung, riet vor allem zu einer Kur in einem Sanatorium und dann zu einer Reise nach Kairo. Sie würde gewiß mit völlig gesunder Lunge zurückkommen. „Wenn Ihre Mittel es Ihnen erlauben, sparen Sie nicht mit dem Geld. Die Gesundheit ist schließlich wichtiger als alles andere.“

Wann hätte ein Arzt je anders gesprochen, wann seinen Patienten, auch den todgeweihten, nicht Mut und Hoffnung gegeben? Oh, sie wußte, wie alles kommen würde. Sie würde ihr Geld in kostspieligen Reisen vertun und dann heimkehren, krank wie zuvor, unfähig, ihre Stunden zu geben, gezwungen, sich jedes kleine Behagen zu versagen, bis sie schließlich nach langem Siechtum einsam, unbeweint dahinging. Von jeher war ihr der Gedanke an solch klägliches Sterben schrecklich erschienen. Nun, da er in greifbare Nähe rückte, dünkte er ihr unerträglich.

Ihr verstorbener Mann hatte einst einem Bekannten, einem jungen Arzt, einen großen Dienst erwiesen, ihn vor dem Äußersten gerettet. Auf dessen Dankbarkeit und Ergebenheit durfte sie rechnen. Die Glasphiole, die Glasphiole, an der man nur zu riechen brauchte, kam nicht mehr aus ihren Gedanken. Von ihm würde sie die Phiole erhalten. Sie wußte nur nicht gleich, ob sie schreiben oder selber zu ihm fahren sollte.

Nach langem Überlegen entschloß sie sich, ihm zu schreiben, ihm ihre Lage vertrauensvoll zu beichten.

Er schrieb ihr einen langen, gütigen Brief als Antwort auf den ihren. „Sie sollen die Phiole erhalten — vorausgesetzt, daß Ihr Entschluß nicht einer momentanen Überreizung, sondern einer reiflichen Überlegung entspricht. Sie wissen wohl, daß ich mich als Arzt wie als Mensch eines Vergehens schuldig mache, wenn ich Ihren Wunsch erfülle. Ich tue es trotzdem ohne Zögern aus Dankbarkeit für Ihren Gatten. Ich bitte Sie nur um eines: bedenken Sie die Sache noch eine Woche lang. Wenn Sie nach Ablauf dieser Woche Ihren Sinn nicht geändert haben, bedarf es nur eines Wortes, und Ihr Wunsch ist erfüllt."

Eine große Bewegung überkam sie, als sie diese Zeilen las. Sie fühlte sich stark und frei, da sie, sie ganz allein, nun ihr Leben, ihren Tod in der Hand hielt. Es tat ihr nur leid, daß sie noch warten sollte, noch eine ganze Woche warten. Wie töricht, daß er diese Bedenkzeit von ihr forderte! Begriff er denn nicht, daß sie ganz fest entschlossen war, schon deswegen so fest entschlossen, weil keine Katastrophe sie hetzte, sondern weil jeder ihrer scheinbar so gleichmäßigen Tage ihr eine neue Qual bedeutete?!

Nun, sie würde eben warten. Eine Woche ist keine Ewigkeit. War eine Woche um, so hielt sie die ersehnte Phiole in Händen und tat aus freier Wahl, mit ungetrübtem Bewußtsein den letzten Atemzug.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Tage dehnten sich aber doch über Gebühr, nie zuvor waren sie ihr so lang erschienen. Ein köstliches Fieber kam über sie, ein Sehnen, ein Drängen, ein Trieb, sich aufzulösen, hinzugeben, zu versinken.

Drei, vier Tage hielt sie's aus. Am fünften schrieb sie: „Ich kann nicht länger warten." Zwei Tage später brachte ihr der Postbote ein kleines versiegeltes Päckchen.

Mit bebenden Fingern riß sie es auf. In einem Schächtelchen, das dick mit Watte ausgestopft war, lag ein festverschlossenes Glasröhrchen mit farbloser Flüssigkeit gefüllt. Ein Etikett mit dem Giftzeichen war darauf geklebt.

Behutsam nahm sie das Röhrchen aus seiner weichen Verpackung. Das also war der Tod. So harmlos, so spielerisch sah der Tod aus! Mittelalterliche Totentänze fielen ihr ein, allerlei Schreckbilder, die die Menschheit mit der Vorstellung des sichelnden Gerippes gequält hatten. Ein Lächeln glitt um ihren Mund. Ihr war ein besseres, ein vornehmeres Los beschieden. Ihr Tod glich nicht dem häßlichen, dürren Knochenmann, sondern viel eher dem Genius mit der gesenkten Fackel.

Sie packte das Röhrchen wieder sorgfältig in die Schachtel und verschloß sie in ihrem Schrank. Abends vor dem Schlafengehen wollte sie sie neben ihr Bett stellen und dann, im sanften Hinüberdämmern zum Traum —

— — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags ging sie nochmals zum Arzt. Mit leiser Ironie vernahm sie seine ernsten Worte: „Sie müssen fort! Wenn Sie hier bleiben, stehe ich für nichts.“

Sie sagte ihm, daß sie schon in den nächsten Tagen reisen wolle, und verließ ihn. Wenn sie noch wankend gewesen wäre, dieses Urteil hätte ihren Entschluß unwiderruflich gemacht. Eine langwierige Krankheit vor sich, neben sich den Genius mit der gesenkten Fackel — konnte da die Wahl schwer fallen, gab es da überhaupt noch eine Wahl?

Sie ging zu Bett. Die Kerze brannte noch und beleuchtete sanft das Röhrchen mit der durchsichtigen Flüssigkeit. Die Augen der Frau hingen wie gebannt an ihr; nur die Hand brauchte sie auszustrecken, die Siegel zu brechen und einen einzigen Atemzug zu tun.

Mit bebenden Fingern griff sie danach, aber als sie die Kühle des Glases spürte, zog sie sie erschreckt wieder zurück. Ihr Herz klopfte, es flimmerte ihr vor den Augen und brauste ihr in den Ohren. Nein, das war nicht die richtige Stimmung, um den ernsten Genius zu empfangen. Sie wollte ein wenig warten, diese lächerliche Angst erst überwinden.

Zweimal, dreimal noch griff sie nach dem Röhrchen, ihre Finger nestelten schon an dem Verschluß, aber wie gelähmt sanken sie wieder herab.

Plötzlich sprang ein Gefühl in ihr auf, von dem sie seit Jahren nichts mehr gewußt hatte, das ihr verschollen schien, seitdem sie jung gewesen war. Mit einer Bewegung faßte sie das Röhrchen, um es auf dem Boden zu zerschmettern. Da besann sie sich aber, daß ja sein bloßer Geruch schon tödlich sei, und legte es vorsichtig wieder in die Schachtel zurück. Dann

lief sie ans Fenster, öffnete es weit, als könne sie in dem Raum des Zimmers nicht mehr atmen.

Draußen goß eine sanfte Sommernacht aus schwarzen Urnen ihre glitzernden Sternenwunder über die Erde hin. Ein sanfter Duft von jungem Grün und blühenden Sträuchern stieg empor; tausend schweigende, schöne und lebensschwere Geheimnisse schienen vom Himmel herab-, zum Himmel emporzuschweben. Der ferne Lärm der Großstadt klang gedämpft, wie eine heitere Begleitung zu dem ernsten Nachtlied der Natur.

Die Frau sah hinaus in die flimmernde, blühende Nacht und meinte, sie sähe das Leben heute zum ersten Male. Sie preßte die verschlungenen Hände aufs Herz und öffnete die Lippen ein wenig, als wollte sie etwas sagen, etwas stammeln —

Wie töricht war das alles gewesen! Wie erbärmlich, wie unfaßlich, daß sie selbst hatte ein Ende machen wollen — jetzt schon, wo ihr das Leben doch vielleicht noch seine goldenen Schalen bot! Was hatte sie da gefaselt und ausgeheckt und sich unglücklich gefühlt! Einsam sei sie? Ja, gewiß. Aber war es nicht das Los aller Menschen, allmählich zu vereinsamen? Hatte sie nicht Freunde, ihre Bücher, ihre Violine? War das nicht Gesellschaft mehr wie genug für jede leere Stunde, die kam? Die Verwandten waren egoistisch, kannten keine andere Beziehung zu ihr, als sie auszubeuten? Sie schüttelte das Haar in den Nacken und lachte leise auf. „Kommt nur her, wir wollen dann schon sehen, wer stärker und egoistischer ist — ich oder ihr!“ Und schließlich — keiner weiß, ob nicht der eine oder der andere von ihnen doch ein Herz für sie hatte, an das sie bislang nur nie gedacht oder über das sie immer weggesehen hatte. Sie war selbst egoistisch

geworden, hatte es verlernt, auf die Rufe und Nöte anderer zu lauschen. Sie meinte, sie sei krank, hoffnungslos krank? Wer sagte denn das, wer in aller Welt hatte ihr das in den Kopf gesetzt? Der Arzt hatte kein Wort davon gesagt, hatte sie nur ermahnt, zu reisen, hat ihr völlige Heilung versprochen, wenn sie ein mildes Klima aufsuchen würde. Und sie Törin hatte gezögert, hatte an die paar tausend Mark gedacht und an ein paar Einschränkungen, die nach der kostspieligen Reise auf sie warteten!

— — — — — — — — — — — — — —

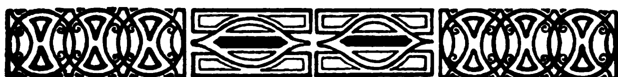
Erfüllt von wahrem Lebenshunger reiste sie schon anderen Tages ab. War sie denn nicht noch jung genug zum Schaffen und Arbeiten, wenn sie auch für die wirklich jungen Menschen schon eine alte Frau hieß?! Was weiß denn die Jugend von Jungsein! Konnte es überhaupt etwas Schöneres geben, als starken, fröhlichen Kampf mit dem Leben, um das Leben?!

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Gertrud hat das Röhrchen niemals entkorkt. Sie hat noch viele Jahre gelebt und hat es bis zuletzt sorgfältig versiegelt in einem kleinen, verschlossenen Schrein aufbewahrt. Nie war ihr das Leben so köstlich erschienen wie in all den Jahren, da sie es mit einem einzigen Atemzug erlöschen konnte.







Onkel Sams Blaujacken.

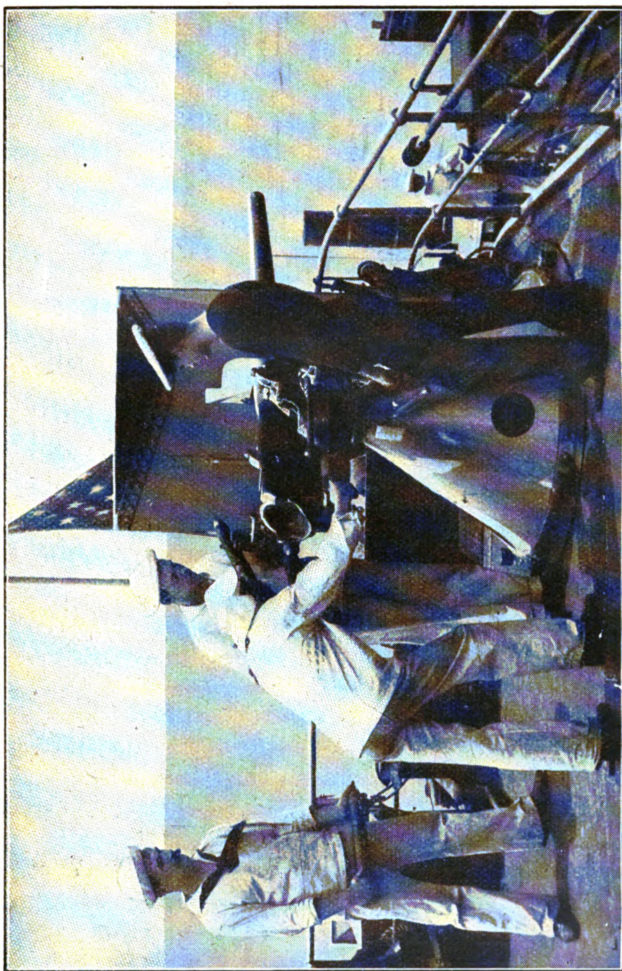
Von Alexander Cormans.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die politischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den Siegern im russisch-japanischen Kriege sind in jüngster Zeit bekanntlich nicht immer ganz ungetrübt gewesen. Es gab wiederholt kritische Momente, wo die Gefahr einer ernsten Verwicklung in bedrohliche Nähe gerückt schien, und wenn auch die kriegerischen Wolken jedesmal bald wieder vom politischen Horizont verschwanden, so gibt es doch in der Union mißtrauische Gemüter genug, die dem mächtig aufstrebenden gelben Volke jenseits des „Pazific“ allerlei nur durch einen neuen glücklichen Krieg erreichbare Absichten zutrauen.

Die Entscheidung in einem solchen Kriege zwischen Japan und den Vereinigten Staaten könnte natürlich nur auf dem Meere fallen, und darum ist es sehr begreiflich, wenn man neuerdings in Amerika der japanischen Kriegsflotte ein ganz besonderes Interesse zuwendet, und wenn man sich darin gefällt, Vergleiche zwischen ihr und der eigenen Seemacht anzustellen. Die Urteile aber, die man bei solchen Gelegenheiten zu hören bekommt, lauten je nach dem Standpunkt und der Sachkenntnis des Kritikers sehr verschieden.

Dem echten Yankee, der überhaupt nicht leicht fremde Überlegenheit auf irgend einem Gebiete anerkennt, ist der Kopf noch zu voll von der Erinnerung



Schießübung nach der schwimmenden Scheibe.

an die „glorreichen" Seesiege des letzten spanisch-amerikanischen Krieges und an jenen unvergeßlichen 1. Mai des Jahres 1898, wo der große Dewey bei

Cavite vor Manila das aus uralten, kriegsuntüchtigen Schiffen bestehende spanische Geschwader „vernichtete“. Ihn an die Möglichkeit glauben zu machen, daß bei einem minder kläglichen Gegner der Ausgang recht wohl auch ein anderer sein könnte, wäre verlorene Liebesmüh. Für ihn sind die amerikanischen Kriegschiffe unbedingt die besten, ihre Mannschaft die tüchtigste der Welt. Jede wackere Tat einer einzelnen braven Blaujacke, von der die Zeitungen mit landesüblicher Ruhmredigkeit zu erzählen wissen, ist ihm ein untrüglicher Beweis für den glänzenden Geist, von dem seine Flotte erfüllt ist, und der nach seiner Überzeugung in nichts zurücksteht hinter der heroischen Tapferkeit und Todesverachtung japanischer Marinemannschaften in der Riesenseeschlacht von Tsushima.

Daneben aber fehlt es keineswegs an kühnen Beurteilern, die dem in der amerikanischen Flotte herrschenden Geiste eine rückhaltlose Bewunderung nicht zu zollen vermögen, und die der Meinung Ausdruck geben, daß man bezüglich der Erfordernisse des Seekrieges noch viel zu sehr in Vorstellungen befangen sei, wie sie allenfalls während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Berechtigung haben mochten.

Soweit es sich um die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit der höheren Offiziere handelt, wird sich ein zuverlässiges Urteil selbstverständlich erst fällen lassen, nachdem sie Gelegenheit hatten, diese Eigenschaften einem ebenbürtigen Widersacher gegenüber zu erproben. Was aber den Geist der Mannschaften betrifft, der gerade in einem Seekriege von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung ist, so sollte man sich doch hüten, aus einzelnen Vorkommnissen, und wären es die glänzendsten Bravourstücke, zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Denn es darf nicht außer acht gelassen werden, daß sich die

Matrosen von „Uncle Sams“ Kriegsmarine aus recht verschiedenartigen und ungleichwertigen Elementen zusammensetzen, daß wohl nicht bei allen diesen, zum guten Teil aus aller Herren Ländern zusammengelaufenen Blaujacken die patriotische Opferwillig-



Im Panzerturm.

keit über jeden Zweifel erhaben ist und daß die Disziplin ohne allen Zweifel viel mehr zu wünschen übrig läßt als bei der Marine irgend einer anderen modernen Großmacht.

Dadurch wird natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich die Flotte der Vereinigten Staaten in einem

künftigen Kriege durch gewaltige Großtaten auszeichnet, aber man ist sicherlich nicht berechtigt, jene für überkritische Schwarzseher zu erklären, die sich für den Ernstfall auf mancherlei unangenehme Enttäuschungen gefaßt machen.

Über eine alteingesessene Fischer- und Schifferbevölkerung, die seit vielen Generationen mit ihrem ganzen Sein in dem engen Verhältnis zum Meere wurzelt, und deren junger Nachwuchs anderswo das beste Menschenmaterial für die Kriegsflotte liefert, haben die Vereinigten Staaten nicht zu verfügen. Was sie an derartigen Elementen ihrer Marine zuzuführen vermögen, stammt meist von den Mannschaften jener Segelschiffe ab, die einst von Gloucester und Marblehead, von Portland und Bedford, von Bath und Montauk herüberkamen, um in amerikanischen Gewässern dem Fischfang oder im arktischen Meere der Jagd auf den Wal obzuliegen. Ihre Zahl ist natürlich nur eine geringfügige, und nicht viel größer ist der Prozentsatz von Matrosen norwegischer und schwedischer Herkunft, die in vieler Hinsicht mit Recht für die besten Seeleute der Welt gelten und die um ihrer Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit und Unerschrockenheit willen bei den Offizieren immer in besonderem Ansehen stehen. Die große Mehrzahl der Marinemannschaft entstammt dem Binnenlande, der ackerbautreibenden Bevölkerung von Kansas und Iowa oder den Arbeitern auf den Tabakpflanzungen von Virginia.

Gegen die körperliche Leistungsfähigkeit dieser Leute, gegen ihre Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen von Strapazen ist im allgemeinen nichts einzuwenden, aber das stolze Bewußtsein, Angehörige eines „freien Landes“ zu sein, sitzt ihnen zumeist tiefer im Blute, als sich's mit der auf einem Kriegschiffe unerläßlichen

Disziplin vereinigen läßt. Auch fehlt ihnen beinahe durchweg jene rückhaltlose Hingabe an ihren Beruf



Säbelfechten.

und jene Liebe zum Meere, die den echten und rechten Seemannsgeist ausmacht. Die gute Verpflegung, die Onkel Sam seinen Blaujacken zuteil werden läßt, und

die sehr auskömmliche Bezahlung, die er ihnen gewährt, sind da für die Berufswahl viel öfter das treibende Motiv als der unwiderstehliche innere Drang, der für den Abkömmling eines Seefahrergeschlechts oft jede Möglichkeit einer anderen Betätigung ausschließt. Solange sie ihre Schuldigkeit tun, darf den jungen Leuten aus diesen Beweggründen kein Vorwurf gemacht werden, ihr Bedenkliches aber haben sie darum doch, namentlich in jenen keineswegs seltenen Fällen, wo der verhältnismäßig leichte und sichere Gelderwerb dem Matrosen einzig den Zugang zu einem anderen, erwünschteren Berufe ermöglichen soll.

Der amerikanische Journalist Richard Barry, der den russisch-japanischen Krieg als Korrespondent verschiedener Zeitungen mitgemacht und seitdem fast ausschließlich an Bord amerikanischer Kriegschiffe gelebt hat, erzählt aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen zwei sehr charakteristische kleine Geschichten, die ich als durchaus typisch hier wiedergeben möchte. Er selber folgert aus ihnen mit echter Yankeelogik nur eine weitere tröstliche Ähnlichkeit zwischen der Zusammensetzung amerikanischer und japanischer Marinemannschaften. Der unbefangene Beurteiler aber wird vermutlich zu einem wesentlich anderen Schlusse gelangen.

Wurde da Mr. Barry eines Tages im Sommer des Jahres 1904 an Bord des japanischen Panzerkreuzers „Hatsuse" von einem einfachen Matrosen zu seinem Erstaunen in tadellosem und sehr gewähltem Englisch angeredet, und es entspann sich darauf zwischen ihm und der Blaujacke folgende Unterhaltung.

„Nach Ihrer Aussprache zu urteilen, müssen Sie längere Zeit in Amerika gelebt haben."

„Allerdings, mein Herr — fünf Jahre. Ich studierte

vier Jahre auf der Stanford- und dann bis zum Ausbruch des Krieges auf der Columbia-Universität."



Bajonettfechten.

„Und was haben Sie studiert? Nautische Wissenschaften?"

„O nein — Psychologie und romanische Sprachen."

„Eine seltsame Art, sich für den Dienst in der Marine vorzubereiten.“

„Nicht so seltsam vielleicht, als es scheinen mag. Ich stamme aus dem Innern von Japan und habe meine ganze Jugend fern von der See zugebracht, aber ich hatte die Neigung zur See sozusagen immer im Blute. Was ich las, was ich dachte, wovon ich träumte, alles stand in Beziehung zu dem Meere. Allerdings liebte ich auch die Literatur, und als ich vor die Wahl eines Berufes gestellt wurde, entschied ich mich für sie. Als dann aber dieser Krieg ausbrach, und als ich selbstverständlich das Bedürfnis fühlte, meinem Lande zu dienen, wo ich ihm am nützlichsten sein konnte, war ich nicht einen Augenblick im Zweifel, für welche Waffe ich mich zu entscheiden habe. Ich meldete mich zur Marine, und jetzt erst bin ich glücklich in dem Bewußtsein, meinen wahren Beruf gefunden zu haben.“

„Hat denn aber die Wirklichkeit in allen Stücken Ihren Vorstellungen entsprochen?“

Die Augen des Japaners leuchteten. „O, sie hat sie noch übertroffen. Während der ersten drei Wochen allerdings war ich so krank, daß ich mir nicht einmal meine Schuhe zuknöpfen konnte.“

„Auf was für einem Schiffe haben Sie denn Ihre Dienstzeit begonnen?“

„Auf einem Torpedoboot.“

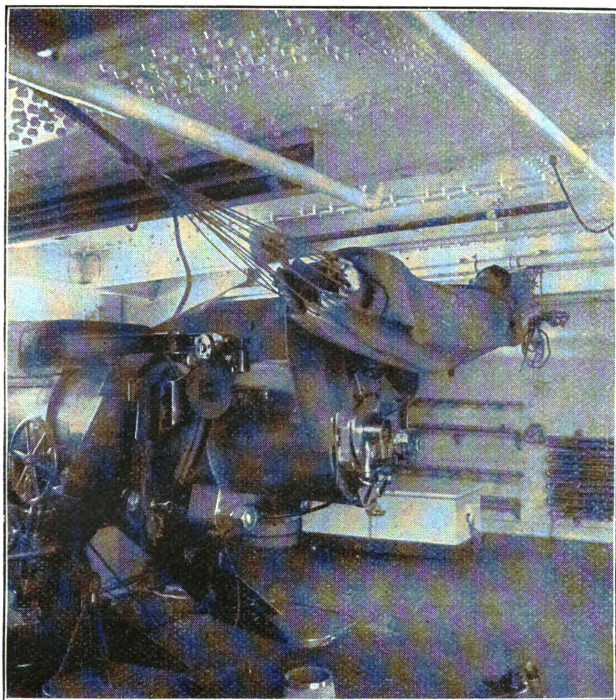
„Allen Respekt! Für einen Menschen, der noch nicht ganz seefest ist, bedeutet so ein Torpedoboot ja eine geradezu höllische Erfindung.“

„O, das ist so arg nicht. Wenn man innerhalb der ersten drei Wochen nicht daran stirbt, hat man es für immer überwunden.“

Später versicherte der Kapitän des Kreuzers dem Korrespondenten, daß er den ehemaligen Studenten

zu seinen tüchtigsten Leuten zähle, daß er aber unter den Matrosen des Schiffes nicht der einzige mit einer nahezu abgeschlossenen Universitätsbildung sei.

Und nun das amerikanische Gegenstück.



Ein Schläfchen im Zwischendeck.

Ein beim Kohleneinnehmen in Brooklyn beschäftigter Matrose der „Connecticut“ erzählte unserem Gewährsmann während einer Arbeitspause: „Ich habe mich ja nun allerdings auf drei Jahre für dies Schiff verpflichtet, aber ich denke nicht daran, es als meine

Heimat zu betrachten, und ich bin sicher, daß alle meine neunhundertundfünfzig Kameraden hier an Bord genau so denken. Ich bitte Sie: außer den fünfzehn Verheirateten, die sich darunter befinden, hat ja keiner von uns Gelegenheit, jemals mit einem anständigen weiblichen Wesen umzugehen. Denn die Mädchen, deren Bekanntschaft man in den Hafenstädten macht, zählen natürlich nicht mit. Nein, das ist auf die Dauer nichts für einen jungen Mann, und ich habe mich auch von vornherein nur auf die Plackerei eingelassen, um die Mittel für das Studium der Medizin zu gewinnen. Ich erhielt sechzehn Dollars monatlich, als ich eintrat, und jetzt erhalte ich dreißig. Von den sechzehn konnte ich zehn zurücklegen, und von den dreißig erspare ich mir zwanzig. Das ist nicht schwer für einen Matrosen, der seine Kleider ein bißchen in acht nimmt. Allerdings gehen hie und da an einem tollen Tage im Hafen fünfzig Dollars darauf; aber da ich dann jedesmal sechs Wochen lang Gewissensbisse empfinde, werde ich mir diese verschwenderischen Launen schon noch abgewöhnen. Ich habe ein paar Freunde an der Columbia-Universität, die sich die Mittel für ihr Studium ebenfalls im Marinedienst erworben haben, und ich hoffe, an demselben Ziele zu sein, wenn diese schauderhaften drei Jahre herum sind."

Die Antwort auf die Frage, von welchem dieser beiden „gebildeten" Seeleute im Ernstfalle die tüchtigeren Leistungen zu erwarten sind, ist wohl nicht schwer zu finden.

Der „Drill" auf den amerikanischen Kriegschiffen ist ungefähr derselbe wie bei der Flotte irgend einer anderen modernen Großmacht. Die Offiziere sind gewiß rechtschaffen bemüht, ihren Mannschaften eine gründliche Ausbildung zuteil werden zu lassen, und die



Kohleneinnahme in Brooklyn.

unserer Skizze beigegebenen Abbildungen, die amerikanische Blaujacken beim Geschützexerzieren, im Panzerturm, sowie bei dem für den Landangriff wichtigen Säbel- und Bajonettfechten zeigen, lassen erkennen,



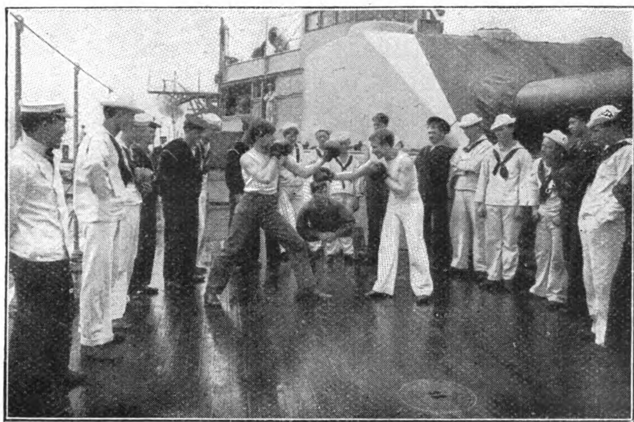
Sonntagsvergnügen an Bord: Ein Ringkampf.

daß sich die Handhabung des Dienstes nicht wesentlich von den Gepflogenheiten bei anderen Marinen unterscheidet. Auch die Liebe zum körperstählenden Sport wird nach Kräften gepflegt. Boxer- und Ringkämpfe sind auf hoher See das gewöhnliche Sonntagsvergnügen der Mannschaften, dem auch die Vorgesetzten stets ein lebhaftes Interesse zuwenden.

Von dem vielgerühmten Dewey stammt das geflügelte Wort: „Das Geschütz ist wichtig, der Mann hinter dem Geschütz ist wichtiger, am wichtigsten aber ist, was dieser Mann an guter und ausgiebiger Nahrung

im Magen hat." Nach diesem Grundsatz, dem eine gewisse Berechtigung innewohnen mag, ist der Küchenzettel des amerikanischen Kriegschiffmatrosen zugeschnitten. Wir vermuten, daß manchem unserer wackeren deutschen Seeleute das Wasser im Munde zusammenlaufen würde, wenn er hörte, was Onkel Sams Blaujacken Tag für Tag aufgetischt wird.

Da gibt's gleich zum ersten Frühstück Kaffee, Brot, Butter, Eier und gekochte Kartoffeln; zum zweiten Kornbrot und Wurst in mannigfacher Abwechslung, denn es wird darauf gehalten, daß die Leute nicht öfter als zweimal in der Woche dieselben Beilagen zum Frühstück erhalten. Das Mittagessen setzt sich zusammen



Sonntagsvergnügen an Bord: Ein Boxergang.

aus gebratenem Fleisch mit Soße und gekochten Kartoffeln, Gemüse, Brot und Butter, sowie einem aus Kaffee und dem beliebten Ingwerbrot bestehenden Nachtisch. Beim Abendessen aber erscheinen auf der

Tafel der Mannschaftsmesse gebratene Koteletten, Apfelkompott, Brot, Butter und Tee.

Das ist, wie man sieht, eine Verpflegung, die an Güte und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ob aber eine so wohlbestellte Tafel wirklich das unfehlbare Mittel ist, tüchtige und in jeder Lage zuverlässige Kriegsmannschaften heranzuziehen, bleibt eine Frage, die nicht jeder erfahrene Marine-

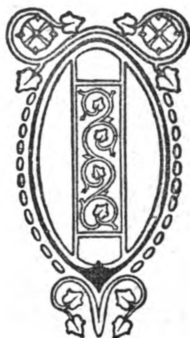


Freundliche Grüße aus Japan.

offizier bejahen würde. Wäre es so, dann hätten die japanischen Admirale ihre Geschwader nur mit Zittern und Zagen ins Gefecht führen können, denn für die Verpflegung des gemeinen japanischen Matrosen ist genau der zehnte Teil des Betrages angesetzt, den die amerikanische Marineverwaltung auf die Ernährung ihrer Blaujacken verwendet, und die Wiedergabe des japanischen Küchenzettels nimmt nicht eben viel Raum in Anspruch. Er lautet: dreimal am Tage Reis und zweimal Fisch. Hie und da zur Abwechslung Bohnengemüse und ein wenig „Sake“ (Reiswein) an jedem siebenten Tage.

Aber die Mannschaften auf Admiral Togos Schiffen haben sich in der Mündung das Yaluflusses, auf der Reede von Tschemulpo und in der Tsushimastraße nicht eben schlecht gehalten, obwohl es um das, was der große Dewey für das Wichtigste hielt, bei ihnen so kärglich bestellt war.

Vergnügt sind die japanischen Blaujacken, wie unser Bild zeigt, auf alle Fälle, vergnügter wahrscheinlich als die Onkel Sams, sonst würden von den letzteren nicht so viele davonlaufen; desertieren doch im Jahre durchschnittlich zwölf Prozent des gesamten Mannschaftsbestandes.





Die Geschichte der Tasche.

Von Martin Howitz.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

„Unsinn regiert die Mode!“ Wie viele Familienväter haben in jüngster Zeit, als die Damenmode wieder einmal die Kleidertasche abgeschafft hatte, sich laut oder leise mit ähnlicher Klage über diesen Mangel beschwert, der die Taschentücher von Frau und Töchtern sozusagen heimatlos machte. Anders freilich urteilten die Ledertaschenfabrikanten, die Gürtler, die Galanteriewarenhändler. Sie mußten Ersatz schaffen für den Ausfall durch eine größere Auswahl von zierlichen Geldbörsen und leicht tragbaren Handtäschchen aller Art und machten dabei gute Geschäfte. Und wer da glaubt, die Hosentasche der Männer sei keiner Mode unterworfen, wir Männer trügen immer unser „Taschengeld“ in der rechten Hosentasche, der vergißt die Menge von älteren und noch neueren Trachten, wo die Männerhosen auch ohne Taschen waren und sind. Ganz abgesehen von den Talaren der Geistlichkeit, den Rüstungen der Ritter, den Kutten der Mönche — auch die bürgerliche und bäuerliche Kleidung des frühen Mittelalters kannte keine eingenähten Taschen. Der mit Ärmeln versehene Rock, den die Männer trugen, war nach uralter deutscher Art vorn geschlossen und hatte bloß unterhalb des weiten Halsloches einen Brustschlitz,

durch den man beim Anziehen den Kopf schlüpfen ließ. Die Beinkleider bestanden aus zwei Stücken, einer oberen Hälfte, die Bruch hieß und eine Art ganz kurzer Kniehose darstellte, und einer unteren, die strumpfartig eng war und bis über die Kniee reichte. Sie waren aus Leder oder aus Leinwand gefertigt. Auch gegenwärtig gibt es viele Bauern in Deutschland, deren enges Gehös keinen Platz läßt für eine Hosentasche, wie wir modernen Städter sie von den „ersten Höschen“ an tragen. Wenn sie zu Markte ziehen, führen sie ihr Geld in runden Lederbeuteln oder den langen ledernen, um den Leib geschnallten „Geldkatzen“ bei sich.



Brusttasche aus Pflanzenfasern, mit Samenkernen und Muscheln besetzt. (Neuguinea.)

Die Tasche hat sicher mit zu den ersten Kulturerrungenschaften des Menschengeschlechts gehört. Die Vergänglichkeit des Materials der ältesten Taschen der alten Kulturvölker — Binsen, Bast, Weidengeflecht — brachte es mit sich, daß sich nichts von ihnen erhielt. Doch wissen wir durch Bildwerke von ihnen. Auch lassen die Taschen der wilden Völkerschaften von heute einen Schluß auf sie zu; es waren Hängekörbe von kleinerem Umfang, die

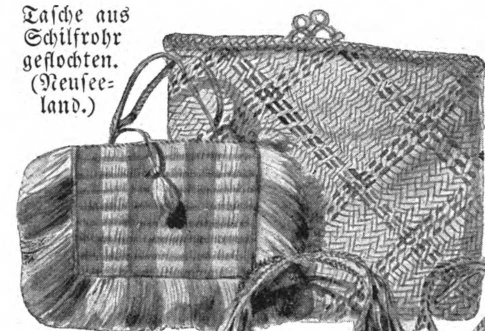
man um den Leib hing oder am Handgelenk und in der Hand trug. Eine Art Tasche bei verschiedenen kriegerischen Urvölkern war auch der Köcher für die Pfeile der Bogenschützen. Aus der Tatsache, daß verschiedene zurückgebliebene Negervölker nur Körbe, aber keine Taschen haben, läßt sich schließen, daß auch anderwärts das grobe Traggerät dem feineren voranging. Es ist kein Zufall, daß in den Ländern, wo viel Binsengras und Röhricht wächst, wo das Bambusrohr gedeiht, wo der Nesterbau gewisser Vögel für das Flechten von elastischen Behältern ein Beispiel bietet, sich die menschliche Erfindungskraft der Herstellung von Taschen zuwandte. Unsere Abbildungen auf den Seiten 189 bis 193 versetzen uns in solche Landschaften auf Neuseeland, auf Neuguinea, auf den Karolineninseln und zeigen uns, wie die Freude der Eingeborenen an Schmuck auch diesen primitiven Geräten aus Schilfrohr, Flachs usw. zugute kam, und wie sogar Brusttaschen in Gebrauch waren, die durch ihren kunstreich angeordneten Samenkernbesatz und Muschelbehang als ansehnliches Schmuckstück des Mannes wirken.



Tasche mit Diwaria Oliwan-Muscheln. — Tasche, genetzt, mit Hundeeckzähnen besetzt. — Tasche, mit kleinen Spitzmuscheln besetzt. (Neuguinea.)

Die Eigentümlichkeit der zu den Beuteltieren gehörenden Baumkänguruhs, daß die Weibchen das neugeborene Junge längere Zeit noch in der vorhandenen Einfaltung, dem Beutel, bei sich tragen, mag auf Neuguinea zu der Erfindung angeregt haben, die das Bild auf Seite 193 darstellt. Die kleinen Kinder werden dort von den Frauen in einer aus Mattengeflecht bestehenden, um deren Hals befestigten Tasche

Tasche aus Schilfrohr geflochten. (Neuseeland.)



Weißgelbe Handtasche aus Flachs. (Neuseeland.)



Handtaschen von den Karolineninseln.

auf dem Rücken getragen. Diese Tragtaschen sind mit einem Streifenmuster bemalt. Die Handtaschen auf Neuguinea haben mit wenigen Ausnahmen eine aschgraue Grundfarbe, und die Verzierungen aus Muscheln, Samenkernen und Tierzähnen entsprechen dem Haarschmuck der Papuas. In

Neuseeland findet man bei verschiedenen Stämmen neben den einfachen Handtaschen aus Bast oder Schilfrohr, die ja auch in Deutschland vielerorts von alters her einheimisch sind, sehr geschmackvolle andere, die zum Teil aus dem pergamentartigen Tapastoffe, der Rinde des Papiermaulbeerbaums, zum Teil aus dem wie Seide glänzenden Flachs hergestellt sind. Die letzteren sind (siehe die Abbildung S. 191) in weiß und gelben, schwarz und gelben Streifen gemustert und mit Fransen besetzt.

Dieselben Stoffe, sagt Richard Mary in einer eingehenderen Besprechung dieses Themas, werden auf den Viti-, Sandwich-, Samoa- und Tangainseln verwendet. Doch nimmt man auch Palmblattstreifen und Kokosfaserschnüre und gebraucht auf den letzteren Inseln eine Handtasche aus schwarzgefärbten Streifen, die mit einem feinen Geflechte aus braunen Kokosschnüren überzogen und mit weißen Perlen aus Vogelknochen verziert sind, so daß unregelmäßige schwarze und braune Dreiecke entstehen. Die Tasche ist auffallend schön und könnte überall getragen werden. Dasselbe gilt von den neukaledonischen Strohtaschen, deren eine, ihrer Henkel entledigt, ohne weiteres als Damenhut von Florentiner Form verwendet werden könnte. Auch auf Tahiti wurden die Taschen ursprünglich nur aus Palmblattfasern geflochten. Königin Pomare bevorzugte jedoch das Stroh und ließ sich aus diesem biegsamen Material sehr schöne Taschen herstellen. Eine solche kam später ins Wiener naturhistorische Hofmuseum; sie ist schwarz-rot gemustert und mit einem Futteral für Augengläser und einem Behältnis für Tabak versehen.

Eine tahitische Besonderheit sind übrigens die Bibeltaschen aus Stroh, an denen sich ein kleineres Täschchen

für das Gesangbuch befindet. Sind schon diese Taschen recht niedlich, so müssen die von den Karolineninseln geradezu reizend genannt werden und würden ohne Zweifel das Gefallen unserer Damenwelt erregen. Auffallend auf allen diesen Inseln ist der gänzliche Mangel an Ledertaschen, was auch in Indien, wo die Tascheninduſtrie in Pflanzenstoffen und Geweben aller Art hochentwickelt erscheint, ein Merkmal der besonderen Kultur ist. Ob es wohl mit der Tierfreundlichkeit des Buddhismus zusammenhängt?



Tasche zum Kindertransport. (Neuguinea.)

Die Urheimat der Ledertasche ist Kleinasien, das Heimatland der Araber- und Berberhengste, für deren glänzende Besattelung frühe schon eine kunstreiche Sattlerindustrie ins Leben trat, wie auch die künstlerische Ausschmückung der Waffen und Gürtel dem Geschmack dieser Orientalen ein besonderes Bedürfnis war. Schon zur Zeit des Kalifen Harun al Raschid, 766 nach Christo, gab es in dessen Ländern reich-

verzierte Taschen der verschiedensten Art, welche dann die abendländische Ritterschaft auf den Kreuzzügen kennen lernte und von denen allen sie zahlreiche Proben unter den Beutestücken mit heimbrachte. Dem Geldverkehr diente in der Türkei der Lederbeutel so allgemein, daß ein Beutel (Kis) mit 500 Piastern in Silber oder ein solcher mit 30,000 Piastern in Gold dort sogar Münzeinheiten wurden.



Gürteltasche aus Leder, mit grünen Seidenstreifen besetzt. (16. Jahrh.)

Der Vorläufer der Kleidertasche war bei unseren germanischen Urvätern der Sack, den man nach römischem Vorbild zum Aufbewahren und zum Transport der Feldfrüchte aus grober Leinwand und wohl auch aus Fellen herstellte. Kleinere Säcke zum Aufbewahren von Geld wurden „Sekil“ oder „Sechil“ genannt, woher man denn auch heute noch unter „Seckel“ den Geldbeutel versteht und damit auch Staats-, Gemeinde- und Vereinskassen bezeichnet, diejenigen aber, die sie verwalten, Seckelmeister nennt. Nur schreibt man dies alte deutsche Wort, um seiner Abstammung gerecht zu

werden, schon längst nicht mehr mit „e", sondern mit „ä", und in vielen Gegenden namentlich Niederdeutschlands bedient man sich im gewöhnlichen Leben zur



Deutsche Handtaschen (15. und 16. Jahrh.), oben die Tasche mit Vexierschloß in Türmchenform.

Bezeichnung der in den Kleidern angebrachten Taschen noch immer des Wortes „Sack", obgleich es eigentlich „Säckel" heißen sollte. Auch der Ausdruck „Sacktuch" für Taschentuch ist vielfach noch üblich. Das Wort

Sack aber stammt aus dem Lateinischen beziehungsweise Griechischen; sakkos nannten die Griechen den leinenen Getreidebehälter, was die Römer in saccus und die späteren Italiener in sacco verwandelten. Sacculus hieß zu Cäsars Zeiten bei den Römern das zum Durchseihen des Weins benützte Säckchen.

Für das Alter unseres deutschen Wortes „Tasche" ist maßgebend, daß bereits im neunten Jahrhundert nach Christi Geburt in einem der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, der bekannten oberdeutschen Evangelienharmonie „Krist" des Weißenburger Benediktinermönchs Otfried, der an und in den Kleidungsstücken angebrachte Sack ausschließlich „Dasgu" genannt wird, woraus im Neuhochdeutschen „Tasche" entstand. Mit „Dasgu" nahe verwandt war die altfranzösische Bezeichnung desquet für Korb, ein Wort, das wir wohl im englischen desk wiederfinden, das als Zeitwort „gut verwahren" und als Hauptwort das verschließbare Pult bedeutet. Im Neufranzösischen hat es sich nicht erhalten. Wie hier poche und im Englischen pocket die üblichen Bezeichnungen für Tasche und Sack wurden, können wir heute nicht weiter verfolgen. Hervorgehoben aber sei, daß auch bei den Engländern das Wort sack, bei den Franzosen das Wort sac heimisch ist und noch heute für allerlei Behälter gebraucht wird, die wir Deutsche als Taschen bezeichnen. Ein weiterer Verfolg dieser Tatsache ergibt überhaupt, daß diese Sprachen wie alle Sprachen Europas keine scharfen Grenzen für den Gebrauch der Worte „Beutel", „Börse", „Korb", „Sack", „Säckel" und „Tasche" besitzen.

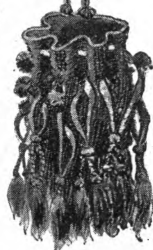
Zu internationaler Geltung sind im neunzehnten Jahrhundert die französischen Worte portefeuille und portemonnaie für Brieftasche und Geldtasche gelangt,

die wörtlich mit Papierträger, Geldträger zu übersetzen wären.

Ehe man bei uns von „Taschendieben“ sprach, gab es „Beutelschneider“. Wie im Wachstum der deutschen Sprache der Begriff des Sacks in den der Tasche hinüberspielte, dafür ist der Ausdruck „Taschenspieler“ bezeichnend. Unter den Gauklern, die schon im frühen Mittelalter Deutschland durchzogen, um ihre Künste in den Höfen der Burgen und auf den Märkten der größeren Ortschaften gegen Geld sehen zu lassen, befanden sich auch solche aus Italien, die von den lateinischen Chronisten saccularii (Säckler) genannt wurden, nach dem großen Zaubersack, der ihre Apparate enthielt und den sie bei den Aufführungen als leeren Behälter benützten, um aus ihm Gegenstände hervorzuholen oder solche darin verschwinden zu lassen und mit ihm allerlei wunderbare Zauberei zu entwickeln. Später nannte man den trommelartig aufgebauschten Gaukelsack die „Gaukeltasche“.



Kuriertasche aus weißem Leder, mit vergoldeten Lederstreifen besetzt. (16. Jahrh.)



Gürteltasche. (16. Jahrh.)



Bildertasche. (16. Jahrh.)

Daß die Mode aus den Trachten früherer Zeiten immer aufs neue Motive schöpft, und wie sie die Anregungen dazu oft von der Kunst empfängt, dafür ist auf unserem Gebiete ein hübsches Beispiel das Gretchentäschchen, wie es vor ein paar Jahrzehnten als poche de Marguerite von Paris aus neu in Mode kam. Damals feierte die von Goethe im „Faust“ gestaltete, so ergreifende Gretchentragödie in Gounods musikalischer Verzuckerung auf der Pariser Opernbühne Triumphe; die Oper Gounods ging mit glänzendem Erfolg über alle Opernbühnen der Welt. Das schmucke altdeutsche „Gretchenkostüm“ gefiel den Pariserinnen ausnehmend, und es wurde für einige Zeit zum Modekostüm für junge Mädchen in der vornehmen Welt. Damit wurde auch das schon im frühen Mittelalter von Ritterfrauen und -fräulein getragene runde oder viereckige Täschchen aus Leder, Samt oder Seide, das mittels Bändern oder einer Kette am Gürtel befestigt wurde, wieder einmal Mode. Von diesen Damentaschen, die oft mit Quastenbehang, kostbarer Stickerei, ja mit Perlen- und Edelsteinbesatz geschmückt wurden und die im fünfzehnten Jahrhundert der Bürgerstand der aufblühenden Handelsstädte übernahm, haben sich viele im Familienhausrat alter Geschlechter erhalten, und gar manche moderne Trachten-


Deutsche Tasche in Puppenform. (17. Jahrh.)

sammlung weist schöne Proben davon auf. Die von uns auf S. 194 am Kostüm eines Ritterfräuleins mitabgebildete Beuteltasche ist aus Leder und mit grünen Seidenstreifen besetzt. Sie hat die ursprüngliche Form des Beutels und ist mit einer Zugschnur versehen, wie noch heute alle die einfacheren altherkömmlichen Geldbeutel unserer Bauern, deren Urform wohl auch aus dem Orient stammt. Das mittelalterliche Latein hatte für sie die Bezeichnung bursa; daraus entstand Burse und schließlich Börse. Das Wort bursa ward schon im Mittelalter auf allerlei Kassen zur Bestreitung gemeinsamer Kosten übertragen, im besonderen auf eine Anstalt an der Pariser Universität, in der ärmere Studenten unentgeltlich verpflegt wurden, und der die späteren „Bursen“ auf den deutschen Universitäten nachgebildet wurden. Man nannte die Stipendiaten Bursales, Bursaren, Bursen. Daraus entstand schließlich die Bezeichnung Bursche für jeden Bruder Studio und noch später der Begriff der deutschen Burschenschaft.



Alte türkische Geldtasche (Urbild unserer Zigarrentasche).

Der Inbegriff des gesamten modernen Geld-

verkehrs wie die Zusammenkunftstätten der Bankiers in den Hauptstädten dieses Verkehrs leiten ihre Bezeichnungen, Börse, gleichfalls ab von dem mittelalterlichen Wort für den einfachen Geldbeutel. Ganz ebenso verhält es sich mit dem französischen Wort bourse, während die Engländer ihr purse nur im beschränkteren Sinne gebrauchen.

Da die Beuteltaschen am Gürtel getragen wurden, kam für sie die Bezeichnung Gürteltaschen auf. Auf den Seiten 195 und 197 findet der Leser verschiedene Gürtel- und Umhängetaschen abgebildet, wie sie in Deutschland im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert getragen wurden. Die erste Gruppe zeigt rechts ein perlendurchsetztes Filetgewebe in Beutelform und weiter zwei viereckige Ledertaschen mit Fransenbehang, von welchen die untere den Typus darstellt, aus dem sich die Jagdtasche entwickelte, während die obere mit dem starken verschließbaren Metallbügel zum Schließen der Öffnung in Deutschland die älteste Form der Reisetasche war. Inwendig mit Fächern ausgestattet, über dem Bügel mit einem Vexierschlosse in Türmchenform versehen, hing sie den Handelsherren am Gürtel, die von Venedig oder Genua in großen Frachtwagen die Spezereien und Kostbarkeiten des Orients über die Alpen nach Nürnberg oder Augsburg führten und wiederum mit deutschen Waren unter sicherem Geleit von der Frankfurter oder der Leipziger Messe heimwärts zogen.

Die ältesten Gürteltaschen der Damen waren viereckig und aus Leder, man schmückte sie nicht nur mit Streifen aus grüner Seide, sondern auch mit „Knäuflein“ in Form und Farbe der Erdbeeren. Im fünfzehnten Jahrhundert kam die Mode auf, Gürteltaschen aus schwarzem Samt anzufertigen. Aus einer aus Leinen-

fäden mit Knötchen gestrickten Beuteltasche entwickelte sich der später nach französischem Vorbild „Ridikül" genannte Strickbeutel. Die sogenannte „reiche Tasche" bestand aus rotem Taft mit Goldstickereien, die Wappen, Blumen und Tierfiguren darstellten.



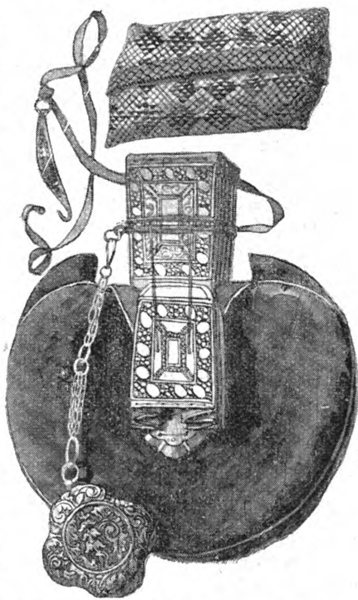
Aufgenähte Herztasche aus Chinesisch-Turkestan.

Obwohl die Taschner gegen Ende des fünfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts infolge der Erfindung der Schießwaffen in ihrem Fach sehr viel Neues zu leisten, Taschen für Pulver und Blei zu erfinden hatten, vergaßen sie doch die Bedürfnisse der Damenwelt nicht und schenkten ihr im Dienste der Mode mancherlei, was dankbare Aufnahme fand. Älteren Ursprungs war die Bildertasche (siehe die Abbildung S. 197), die eine immer kostbarere, zierlichere Ausführung fand. Sie wurde direkt am Gürtel angeschnallt und barg in ihren Falten das Miniaturporträt einer geliebten Person, des Gatten, des Bräutigams. Einen überzeugenderen Beweis ihrer Liebe und Huld konnte die Herrin ihrem Ritter nicht schenken als solch eine Bildertasche, die sie vorher selber getragen und die nun ein schmuckes Abbild ihrer eigenen Züge enthielt.

Vom Jahre 1650 ungefähr an wurden Taschen und Täschchen mit Vorliebe aus weißem Atlas angefertigt, mit Goldfäden und Flinserln gestickt und überdies mit vergoldetem Kupfer montiert. Jetzt kommt für Geldtäschchen bereits die Bezeichnung Börse in Gebrauch. Hinsichtlich der Form der großen und kleinen Taschen aber wurde im siebzehnten Jahrhundert vornehmlich das Wappen, dann auch das Hufeisen bevorzugt. Auch allerhand phantastische, an morgenländische erinnernde Muster kamen in Mode; eine uns erhaltene, etwa zwanzig Zentimeter hohe Tasche in Puppenform (siehe die Abbildung S. 198) war wohl als Bonbonniere für ein Kind gedacht. Die Bekleidung besteht aus violetter und gelber Seide, und als Verschlußstück diente der Kopf der drolligen Figur. Übrigens gab es schon im Mittelalter besonders kunstvoll gearbeitete Taschen für allerlei Inhalt, Süßigkeiten und das Handgerät der Damen, für Spiegel, Kämme, Nähzeug, wohlriechende und belebende Essenzen; sie bildeten, zumal auf Reisen, einen wichtigen Bestandteil der Toilette, wie heute die Taschen und Köfferchen, für die in Frankreich die Bezeichnung „nécessaire“ aufkam.

Eine bedeutsame Rolle fiel in früheren Zeiten, als der Postverkehr noch ein sehr langsamer und spärlicher war, der „Kuriertasche“ zu. Der berittene Kurier, der, um schneller vorwärts zu kommen, unterwegs nach wenigen Stunden scharfen Reitens ein frisches Pferd bestieg, vertrat in jenen Zeiten den Eilpost-, den Schnellzug- und den telegraphischen Depeschenverkehr. Die Brieftaschen der Staatskuriere, die im fürstlichen Dienste ritten, waren oft kostbar ausgestattet, zum Beispiel aus weißem Leder mit Goldstreifen (siehe die Abbildung S. 197); außer den Hauptfächern im Inneren hatten sie kleine zusammenziehbare Seitentaschen für

private Zusendungen. Der Gebrauch von Ledertaschen für amtliche Papiere, welche die höheren Beamten bei ihren Vorträgen oder Amtshandlungen gerade nötig haben, stammt auch aus dem Orient. Das „Portefeuille“, das in Europa zum Symbol der Ministerwürde geworden ist, wird im Orient aus gelbem Ziegenleder hergestellt. Noch Sultan Abdul Medschid hatte, wie der Orientreisende Hammer-Purgstall berichtet, die Gewohnheit, sich bei festlichen Gelegenheiten eine große Brieftasche aus solchem Leder, das mit Silber gestickt war, von einem Kronbeamten vorantragen zu lassen.

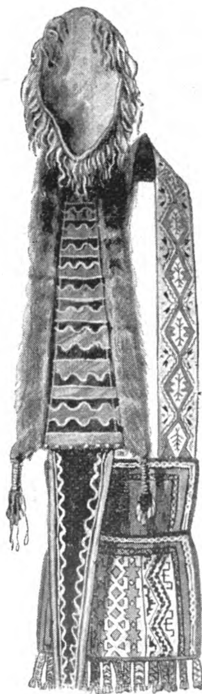


Indische Beteltasche. — „Purukang“, Gürteltasche. (Celebes.)

Auch unsere Zigarren- und Zigarettentaschen sind türkischen Ursprungs (siehe die Abbildung S. 199). Die aus zwei ineinander schiebbaren Teilen bestehende heutige Zigarrentasche war bei den Türken schon als Geldtasche im Gebrauch, als Tabak und Zigarren auch diesen noch fremd waren. Solche Taschen wurden aus Leder, aber auch aus dunklem Samt hergestellt, und die letzteren reich mit Gold gestickt. Die faltigen Gewänder der Osmanen, die breiten Gürtel boten für sie sichere Unterkunft. Dagegen wußten die Kreuzfahrer, als sie

in Syrien sie kennen lernten, nichts mit ihnen anzufangen. Das Aufnähen von Taschen auf das Äußere der Gewänder, das bei uns vielfach zum Ausschmuck der Mädchenschürzen benützt wird, ist bei verschiedenen Völkern Asiens gebräuchlich. Wir verweisen auf das Kostümbild aus Chinesisch-Turkestan (S. 201). Innentaschen fehlten fast allen Volkstrachten Asiens.

Jagdtasche aus Fischotterfell der Sioux in Dakota.



Weidtasche der Miamiindianer Kanadas.

Die Muster für die vielfächerige, mit einem Bande umwundene Brieftasche, die im siebzehnten Jahrhundert in Europa aufkam, lieferte Indien. Aber was wir aus schwarzem oder aus rotem Leder herstellen, besteht dort von alters her aus Stroh- oder Fasergeflecht oder aus Tuch. Auf Ceylon werden diese Taschen zart bemalt. In der Form ähnlich der alten türkischen Geldtasche ist die aus Stroh geflochtene Beteltasche der Inder; Betel, der Kaupfeffer, ist in Indien ein vielverbreitetes Genußmittel. Auf Seite 203 findet der Leser neben einer Beteltasche eine sehr merkwürdige Gürteltasche, den „Purukang“ der handeltreibenden malaiischen Küstenbewohner auf Celebes im Indischen Archipel, abgebildet. Der „Purukang“, eine halbrunde Tasche aus dunkelrotem oder dunkelgrünem Tuch mit aufgesetztem ausdehnbaren Tuchhals, ist auf den flachen Seiten des letzteren mit

Perlmutterplättchen oder Bronze- und Kupferplättchen in überlieferten Mustern verziert. Oft findet sich an ihr noch eine Tabaktasche in ähnlicher Ausschmückung und ein Beteltäschchen aus Stroh- oder Pflanzenfasergeflecht befestigt.

Die Tasche ist kein Wertmesser der Kultur. Von der Jagdtasche der Siouxindianer aus Fischotterfell und der Weidtasche der Miamiindianer Kanadas (siehe die Abbildungen auf S. 204) darf man ebensowenig auf eine allgemeiner entwickelte Kunstindustrie schließen wie von der Brusttasche der Wilden auf Neuguinea. Anderseits spielte in dem so reichentwickelten alten Kunstgewerbe der Japaner und Chinesen die Tasche nie eine Rolle. Faltige Gürtel, daneben auch die äußeren Ärmeltaschen des langen Obergewandes verrichten die Dienste der eigentlichen Kleidertasche. Die große Auswahl von Dosen, Schüsselchen, Tassen der Email-, Porzellan- und Bronzeindustrie und ebensolche Behälter und Schachteln unter den Lackwaren, schließlich die Verwendung des Papiers zu allem möglichen boten in Ostasien Ersatz für die eigentlichen Taschen. Statt des Taschentuchs benützt man dort viereckige Papierblätter, die nach einmaligem Gebrauch fortgeworfen werden.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die letzte Eroberung. — Im Frühjahr 1814 ging es in Paris lustig zu. Da war ein Leben und Treiben, wie es bis dahin die gewaltige Stadt noch nicht gesehen. Alle Völker Europas hatten sich hier ein Stelldichein gegeben. Freilich hing das damit zusammen, daß das große Frankreich niedergeworfen war; seine Feinde, die sich alle in merkwürdiger Einigkeit zusammengefunden, hatten gesiegt, der große Kaiser war geschlagen und saß nun als Gefangener auf der Insel Elba. Dafür saßen in seinen Palästen zu Paris die fremden Herrscher, als seien sie dort geboren; sie gaben glänzende Feste, und es ging nicht anders hier zu als zu Napoleons besten Zeiten.

Die Pariser hatten sich rasch in alles gefunden. Wenn es für sie nur etwas zu sehen gab — darauf kam es an! Zu Tausenden standen sie abends vor den hohen Eisengittern der Tuilerien, wenn alle die prächtigen Staatskutschen herbeigefahren kamen. Sie hatten kaum ein Gefühl von der Erniedrigung, die in alle dem doch für sie lag — im Gegenteil, sie sagten sich: Wie groß ist doch Frankreich! Wie groß ist Paris! Sonst würden nicht so viele Herrscher Europas in eigener Person so lange hier zubringen und Feste feiern.

Keiner war aber größer im Festegeben als der Kaiser Alexander von Rußland. Er war ja nun, wo sein großer Feind gestürzt war, auch wieder der mächtigste Mann in ganz Europa. Er wohnte in den Tuilerien, und beinahe jeden Abend hallte der Südflügel des Schlosses, wo er sich einquartiert hatte, von lautem Festestrubel.

Von den Anhängern des gestürzten Kaisers war nicht einer an seiner Stelle geblieben; sie waren in alle Winde zerstoben, der ganze Hofstaat war aufgelöst. Die Kaiserin Marie Luise

hatte man wieder nach Wien geschickt, von wo sie ja erst vor knapp vier Jahren hergekommen war. Nur Josephine, die erste Kaiserin von Frankreich, die geschiedene Gattin Napoleons, war unter allen den Wirren der Zeit ganz ruhig in ihrem Schlosse Malmaison bei Paris verblieben. Ihre einzige Sorge war nur, ob sie auch jetzt noch ihre Pension weiterbeziehen würde. Vorderhand lebte sie vom Schuldenmachen, an das sie ja so wie so schon gewöhnt war.

In den Tuilerien entsann man sich eines Tages der einsamen Kaiserin. Der russische Hofmarschall regte bei seinem Kaiser den Gedanken an, ob man die Kaiserin nicht einmal einladen solle, zumal es bei den Festen doch immer an Damen von Rang und Stand merklich fehlte.

„Sie wird nicht kommen,“ wandte der Kaiser ein.

Der Hofmarschall zuckte mit den Schultern.

„Nun, meinetwegen,“ entschied der Kaiser, „man lade sie also ein.“

Es geschah. Ein besonderer Kurier brachte die Einladung nach Malmaison hinaus.

Josephine war sehr erfreut. Es kam ihr durchaus nicht der Gedanke, abzusagen. Im Gegenteil, sie sagte mit Freuden zu. Es bereitete ihr geradezu eine Genugtuung, daß der Mann, der hauptsächlich schuld am Untergange der kaiserlichen Herrlichkeit war, es für angebracht hielt, sie mit einer Einladung zu bedenken. Aber auch noch etwas anderes spielte mit. Es reizte sie der Gedanke, daß sie den schönsten Mann Europas — als solcher galt Kaiser Alexander — von Person kennen lernen sollte. Sie war noch immer eine schöne Frau. Sollte es ihr, die den mächtigsten Mann seiner Zeit zu ihren Füßen gesehen, nicht gelingen, auch hier Eindruck zu machen?

Sie hat damals mit ihren Gedanken auch nicht zurückgehalten. Offenherzig, wie sie bei all ihrem Leichtsinn war, hat sie sich mit ihrer damaligen Kammerfrau, einem Fräulein d'Avoy, aufs eingehendste über diesen Punkt unterhalten, und diese hat später in ihren Memoiren alles ausgeplaudert.

„Vor allen Dingen,“ sagte Josephine ganz offen zu ihr,

„muß er mir sein Wort geben, daß mir meine Pension weiterbezahlt wird bis an mein Lebensende.“

Fräulein d'Arvy versäumt auch nicht, die Toilette zu beschreiben, die zu dem Feste ausgewählt wurde. Es war ein helles meergrünes Seidenkleid. Eine Fülle kostbarer Spitzen umsäumte es. Dazu wollte die Kaiserin nur einige wenige, aber besonders wertvolle Diamanten tragen. Das Haar sollte einfach in der von ihr beliebten und allgemein eingeführten Art vom Nacken aus zu einem griechischen Knoten aufgesteckt werden.

Da drohte ein unglücklicher Zufall alles zunichte zu machen.

Am frühen Morgen des Tages nämlich, für den das Fest angesagt war, erwachte die Kaiserin mit starken Magenschmerzen. Es war das gewöhnliche Übel, an dem sie litt, aber noch niemals war es so heftig aufgetreten. Sofort wurde nach Paris hineingeschickt, um ihren Leibarzt, den Doktor Lepestre, herauszuholen.

Zwei Stunden darauf stand der Arzt vor dem Bette der Kaiserin, die laut jammerte und sich in Krämpfen wand.

„Doktor,“ stöhnte sie, „retten Sie mich — ich sterbe!“

„Majestät haben wieder einmal zuviel Hummer gegessen.“

„Kaum zwei, drei Scheren,“ rief die Kaiserin.

„Ungerechnet die anderen.“

„Ach, gehen Sie, es war ja nicht der Rede wert.“

„Jedenfalls genug, um wieder einen Anfall zu verursachen.“

„Ja doch — ja. Aber jetzt machen Sie mich schnell wieder gesund! Wozu sind Sie der berühmte Doktor!“

„Also bleiben Majestät mindestens drei Tage im Bett, verhalten sich ruhig, essen nichts —“

„Unglücklicher!“ schrie da die Kaiserin und setzte sich im Bette auf. „Wissen Sie denn nicht, daß ich heute abend beim Kaiser von Rußland eingeladen bin?“

„Das ist wirklich bedauerlich — für Eure Majestät und nicht minder für den Kaiser von Rußland; denn da werden Eure Majestät nicht hingehen können.“

„Ich muß — ich muß! Geben Sie mir, was Sie wollen — jedes Gift nehme ich, und wenn ich morgen tot bin. Nur

für heute machen Sie mich gesund! Es handelt sich um meine ganze Zukunft."

Teilnahmvoll und nachdenklich sah der Arzt die Frau in ihren Schmerzen an. „Gut," sagte er; „ich werde ein Mittel verordnen, aber es ist scharf, und das müssen mir Majestät versprechen: nichts essen und nichts trinken, sonst —"

„Ich verspreche alles, was Sie wollen."

Die Kaiserin bekam das Mittel, blieb tagüber gehorsam im Bett und war am Abend richtig wiederhergestellt. Sie konnte zu dem Feste gehen. Zwar ein wenig blaß und angegriffen sah sie aus, aber das soll ihr nicht schlecht gestanden haben. So versichert uns nämlich Fräulein d'Avoy in ihren Memoiren. Schminke und Puder halfen etwas nach, und dann paßte ja auch dieser leidende Gesichtsausdruck durchaus zu dem Gesicht einer Frau, die so großen Kummer um das Schicksal ihres Landes litt — und deren Pension noch in Zweifel stand.

Das Fest war das großartigste von allen Festen, die bisher stattgefunden hatten. Es waren vor allem wieder einmal Damen, wirkliche Damen bei Hofe. Von allen diesen aber war die vornehmste die Kaiserin Josephine, und so ging deren sehnlicher Wunsch in Erfüllung: Kaiser Alexander führte sie zu Tisch und saß an der Tafel zu ihrer Linken.

Der Kaiser war wirklich der schöne Mann, als der er allgemein galt. Sein Gesicht erinnerte an die regelmäßige Schönheit, wie sie uns die alten griechischen Bildhauer überliefert haben; nur ein Zug von Schwermut, der über ihm lag, war nicht altgriechisch, sondern echt slawisch.

Kaiserin Josephine war entzückt von dieser ganz ungewöhnlichen, echt männlichen Erscheinung; ihr Herz schlug ihr wie einem jungen Mädchen, das auf dem ersten Balle ist. Sonst die Redseligkeit selbst, war sie diesmal einsilbig, sonst sprühend von Witz und Geist, war sie heute befangen. Sie ließ mehr ihren Nachbarn sprechen und sah ihn dabei mit ihren großen Augen ausdrucksvoll an.

Kaiser Alexander war die Liebenswürdigkeit in Person. Er zeigte sich witzig und geistvoll, deutlich merkte er auch, daß

seine schöne Nachbarin, wenn sie auch nur wenig erwiderte, doch alles verstand und innerlich auf alles einging. Es war ihm, als hätte er noch niemals einen Menschen, vor allem aber noch niemals eine Frau gefunden, die ihn so verstand wie die Kaiserin Josephine. Sie gefiel ihm ungemein. Er geriet in die angenehmste Stimmung.

Es fiel ihm bald auf, daß sie fast nichts aß und trank. Er redete ihr zu, guter Dinge zu sein, und nötigte sie zum Zulangen.

„Eure Majestät werden doch diesen vortrefflichen Sterlett nicht verschmähen," sagte er zu ihr, als die Kaiserin die goldene Platte an sich vorübergehen lassen wollte. „Denken Sie, es ist unser eigenes Erzeugnis. Erst heute mittag ist er mit unserem Kurier aus Moskau gekommen. Nehmen Sie doch!"

Kurz entschlossen griff die Kaiserin zu.

Dann rührte der Kaiser mit seinem Kelchglase voll perlenden Champagners an das ihrige und sprach bedeutungsvoll dazu: „Vergessen wir die alten Zeiten und halten wir uns an die neuen."

Wenn jemals, so war jetzt die Gelegenheit, die Frage der Pension zur Sprache zu bringen. Ganz flüchtig nur streifte sie die Kaiserin, Alexander sagte sofort zu. Da vergaß Josephine alles, was sie sich vorgenommen, vergaß auch die Versprechungen, die sie dem Arzte gegeben. Ihre Schmerzen waren ja wie weggeflogen, und sie aß und trank also wie in gesunden Tagen. Der Wein tat das Seinige, zuletzt verlor sie auch ihre Schweigsamkeit, und nun zeigte sie sich im ganzen Glanze ihres Witzes und Geistes. Alexander, ganz von ihrem Wesen gefangen genommen, überließ sich voll dem Zauber ihrer berückenden Persönlichkeit.

Wäre es nach ihnen gegangen, dann hätte man noch stundenlang so weitergetafelt; aber der Hofmarschall mahnte, und so wurde die Tafel aufgehoben. Der Kaiser reichte seiner Nachbarin den Arm und führte sie nach dem Tanzsaal, um mit ihr den Ball zu eröffnen.

Da aber trat etwas Entsetzliches ein — die Kaiserin schwankte plötzlich. Einer Ohnmacht nahe, hielt sie sich an dem Kaiser

fest. Ganz bestürzt rief Alexander die nächststehenden Damen zu Hilfe. Man brachte Josephine in einen Nebensaal und von da aus so rasch, als nur die Pferde laufen konnten, nach Hause — hinaus nach ihrem Malmaison.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein wunderschöner Maimorgen.

Wer Malmaison gesehen hat, entsinnt sich der Allee, die sich auf der Gartenseite des Schlosses nach Osten zu tief in den Park hinein verliert, eine Allee von uralten dunklen Zypressen.

Die Morgensonne kam langsam heraufgestiegen, und den Zypressen entlang fand sie den Weg bis zum Schlosse. Hier standen in einem großen Zimmer des Erdgeschosses die Fenster weit, weit offen — bis zum Fußboden hinab. So fanden die Sonnenstrahlen ihren Weg auch bis in diesen Raum hinein. Dort aber fielen sie auf ein schönes blasses Gesicht, auf das Gesicht der toten Kaiserin.

Aber dies Gesicht war nicht entstellt. Nein, es lag auf ihm ein seltsamer Schimmer. Es war, als bewahrten diese Züge noch eine Erinnerung — die Erinnerung an ein letztes Glück.

Franz Woas.

Neue Erfindungen. I. Der Heizpeter. — In den letzten Jahren sind eine Reihe von Apparaten bekannt geworden, welche in gewohnter Art an Stelle eines Gasglühlichtbrenners auf die Gasleitung aufgeschraubt werden und so einen Gasofen ersetzen, der bedeutende Wärmemengen liefern kann. Im „Heizpeter“ ist das Prinzip der Invert-Gasglühlichtbrenner auf den Heizapparat übertragen, und es ist erstaunlich, welch großen Heizeffekt der kleine zierliche Apparat erzielt. Dieser außerordentliche Erfolg ist nur erreichbar gewesen durch eine überaus geschickt durchgeführte Benützung aller für die Konstruktion eines Bunsenbrenners in Betracht kommenden Regeln, die beim „Heizpeter“ derartig angewandt sind, daß das Endziel, die Schaffung einer völlig reinen Blauflamme, mit vollständiger und infolgedessen geruchloser Verbrennung des Gases bei sparsamstem Verbrauch überraschend geglückt ist. Selbst nach vielstündigem Brennen ist keine Spur

von Verbrennungsprodukten wahrzunehmen, der „Heizpeter“ erzeugt auch keine trockene Luft, denn die volle Strahlung der durch einen Asbestscheinwerfer reflektierten Flammenhitze wirkt direkt senkrecht gegen den Fußboden und verdunstet die im Fußboden aufgespeicherte Feuchtigkeit, die ihrerseits als Dampf die Luft befeuchtend emporsteigt. Der „Heizpeter“ paßt sich in anmutiger Form in seinem weißemaillierten Kleide mit Goldverzierung (siehe Fig. 1 und 2) jeder Stilrichtung der

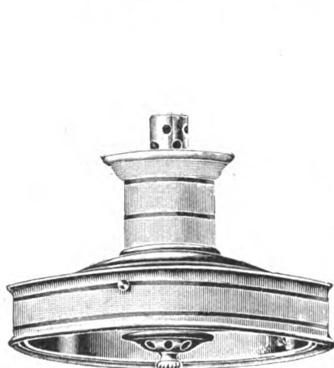


Fig. 1.

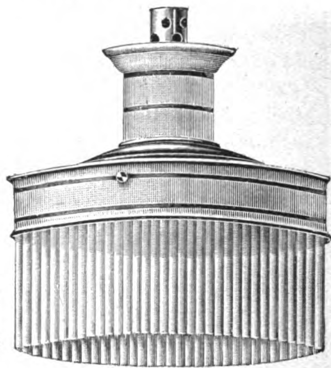


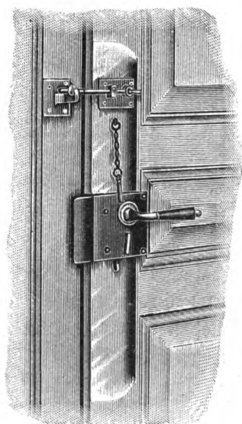
Fig. 2.

Zimmerdekoration harmonisch an und dient so auch dem vornehmsten Salon als Schmuck.

Mit dem „Heizpeter“, welcher von der Firma Karl Zehnpfund in Berlin S 42, Ritterstraße 8, hergestellt wird, ist eine vorzügliche Wärmequelle geschaffen worden, die in bezug auf Einfachheit, Sauberkeit und praktische Verwendbarkeit einem wirklichen Bedürfnisse abhilft, aber auch gleichzeitig allen Anforderungen neuzeitlicher Hygiene in jeder Beziehung entspricht.

II. Sicherheitsschloß „Werda“. — Die denkbar beste Sicherheit gegen Überfall und Diebstahl bildet das nebenstehend abgebildete Sicherheitsschloß, welches wohl als das beste, praktischeste und einfachste bezeichnet werden muß. Es wird mit wenigen Schrauben befestigt und bildet dann einen

Schutz allerersten Ranges. Das Schloß schließt nämlich von selbst, sobald die Tür zuschlägt, und es kann niemand anders als der den Schlüssel Besitzende herein. Es gibt keine Sorge mehr, ob man das Zimmer oder die Etagentür verschlossen hat, das Schloß wirkt selbsttätig. Außerdem ist es der sicherste Schutz gegen Diebstahl. Will man an der Eingangstür sehen, wer Einlaß begehrt, so öffnet sie sich nur vier Zentimeter weit. Nur mit Willen des Öffnenden kann der Besucher eintreten. Kein Dienstmädchen kann mehr, wenn es fortgeht, die Tür offen stehen lassen — das Schloß schließt von selbst.



Sicherheitsschloß „Werda".

Das Wichtigste am Schloß aber ist, daß man es durch einen einfachen mitgelieferten Stift gegen jeden Dietrich sichern kann. In diesem Falle ist niemand imstande, das Schloß von außen zu öffnen, und man hat die absolute Gewißheit, in seiner Wohnung oder in seinem Zimmer, was ganz besonders nachts mitspricht, sicher zu sein. Das Schloß wird hergestellt von der Firma Julius Bauer, Heilbronn, Klarastraße 19.

Der Mensch und seine Lebensjahre. — In einer alten niedersächsischen Chronik ist uns eine Legende aufbewahrt, die in geistreicher Weise erzählt, wie der Mensch zur Höhe seiner Lebensjahre gekommen ist.

Als der ewige Schöpfer seine Schöpfung besah, rief er den M e n s c h e n und alle Kreaturen vor sich, um die Lebensart und die Jahre zu bestimmen, die sie auf Erden zu leben haben. Der Mensch trat vor den Ewigen, und dieser sprach: „Du, Mensch, bist der König der Schöpfung, dir verleihe ich die aufrechte, edle Gestalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, dir ist alles untertänig, das Gewild des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm

der Erde und alles, was im Wasser lebt. Du beherrschest jedes lebende Wesen; das Kraut der Felder und die Früchte des Baumes sind dein Eigentum. Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein dreißig."

Da trat der Mensch betrübt zur Seite und dachte: „Soll ich sein der König der Schöpfung und genießen des Daseins Reiz und Fülle, was nützet mir da die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren?" So murrte der Mensch und betrachtete neidisch die Tiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben schenkte.

Da kam auch der Esel an die Reihe, und der Ewige sprach: „Du sollst Plagen und Mühen erdulden, sollst Lasten schleppen und erliegen unter den Streichen des Treibers, sollst schwitzen und keuchen und wenig Ruhe dir gönnen, magere Kost aus Dornen und Disteln ist deine Speise. Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein fünfzig."

Da fiel der arme Esel nieder und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich ein so elendes Leben dulden, soll für Schweiß und Streiche Dornen essen und Disteln und ein so langes Leben führen? Oh, nimm mir zwanzig Jahre von meiner Lebenszeit!"

Und der Mensch, der Lebensgierige, trat schnell heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Esel nicht haben wollte. Der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Nun kam die Reihe auch an den Hund, und der Ewige sprach: „Du sollst das Haus hüten und auf den Schätzen gefesselt liegen, du sollst selbst dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine sollst du nagen und Knochen. Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein vierzig."

Da fiel der arme Hund nieder und flehte: „Barmherziger Schöpfer, sollen meine Lebensjahre so elend sein, soll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Knochen nagen und Schatten anbellen, oh, so verringere meine Lebensjahre um zwanzig!"

Und der Mensch, der Lebensgierige, trat schnell heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte. Der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige sprach: „Du sollst bloß aussehen wie ein Mensch, aber du sollst blöde sein und kindisch, sollst mit gekrümmtem Rücken einhergehen, du sollst ein Spiel sein der Kinder und eine Belustigung der Leute. Deine Lebensjahre auf der Erde sollen sein sechzig."

Da fiel der arme Affe nieder und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich bloß aussehen wie ein Mensch, blöde sein und ein Spiel der Kinder und Toren, oh, so mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!"

Und der Mensch, der Lebensgierige, trat wieder schnell heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte. Der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

So lebte der Mensch als König der Schöpfung seine dreißig Menschenjahre, sorglos in heiterer Jugend. Nahen aber die Jahre von dreißig bis fünfzig heran, so muß der Mensch sich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, kärgliche Speise genießen, schwere Streiche erdulden, um zusammenzuschleppen sein bißchen Brot. Das sind die Eselsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas gesammelt, dann liegt der Mensch auf seinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten ist ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt sich kaum ein paar Knochen. Das sind die Hundejahre. Lebt der Mensch über die siebzig Jahre, so verliert er seine Vernunft, er wird blöde und kindisch, geht mit gekrümmtem Rücken und wird ein Spiel der Kinder und der Toren. Das sind die Affenjahre. C. T.

Ein Damenmanöver. — Die großen Herbstmanöver der europäischen Armeen, die bestimmt sind, Offizieren und Mannschaften in der Friedenszeit ein Bild von den taktischen Bedingungen des Krieges zu geben, haben ihre Vorläufer in den „großen Manövern", die schon Ludwig XIV. öfters veranstaltete, und die freilich ihren Hauptzweck weniger in der Schulung der Truppen fanden, als in der Unterhaltung, die sie den Hofdamen des „großen Sonnenkönigs" und der eleganten Welt von Versailles boten. Im Jahre 1698 zum Beispiel ließ der

König bei Compiègne unter dem Befehl des Marschalls de Boufflers ein Heer von sechzigtausend Mann zusammenziehen; der König wünschte, daß alles möglichst prächtig und prunkvoll hergehe, denn er wollte der Marquise de Maintenon das Vergnügen verschaffen, mitten im Frieden eine gewaltige Armee operieren zu sehen. Die Offiziere boten alles auf, um sich selbst und ihre Truppen ins beste Licht zu setzen, und der Ehrgeiz, vor dem Hofe als der Eleganteste zu erscheinen, forderte viele Opfer: mancher gab bei diesem „Damenmanöver" mehr aus, als seine Verhältnisse erlaubten.

Am 28. August begann der Auszug des gesamten Hofstaates von Versailles, und am Sonntag darauf traf der König in Compiègne ein, wo es „ihn sehr erfreute, den Damen die Truppen und alle Einzelheiten des Lagerlebens zu zeigen".

Aber der König wollte der Marquise und den Hofdamen noch mehr bieten, und so befahl er eine regelrechte Belagerung von Compiègne. Am 13. September fand der große Sturm statt. Der Himmel war klar, und die Sonne schien golden, und auf dem alten Bollwerk hatte sich der ganze Hofstaat aufgestellt, um der Belagerung der Stadt zuzusehen. Später wurden dann allen Offizieren, die an der großen Schaustellung teilgenommen hatten, Geschenke ausgezahlt, den Kavallerieoffizieren je sechshundert Franken, und denen von der Infanterie je dreihundert Franken, während Marschall de Boufflers selbst hunderttausend Franken erhielt. O. v. B.

Etwas von den deutschen Seen. — Von jeher hat das Wasser durch die besonderen Schönheiten und Reize, welche Flüsse und Seen einer Landschaft verleihen, mit großer Anziehungskraft auf den Menschen gewirkt. Seinen Lockungen konnte am allerwenigsten der Forschertrieb widerstehen. Aus kleinen Anfängen hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die Seenkunde zu einem blühenden Wissenszweige entwickelt und neben hochinteressanten Forschungsergebnissen ein reiches statistisches Material zutage gefördert. Auf letzterem Gebiete hat sich neben Strelbitsky namentlich Halbfaß ein bleibendes Verdienst erworben durch seine „Morphometrie der europäischen Seen".

Der größte See innerhalb des Deutschen Reiches ist dem

Flächeninhalt nach der Müritzsee in Mecklenburg mit 137,25 Quadratkilometer Oberfläche. Ihm reiht sich als zweiter mit 119,4 Quadratkilometer der Spirdingsee in Preußen an. 103,8 Quadratkilometer groß ist als dritter der ebenfalls in Preußen gelegene Mauersee. Den vierten Platz behauptet das „Bayrische Meer“, der durch das prächtige Königschloß weltbekannte Chiemsee, welcher mit 85 Quadratkilometer Wasserspiegel zugleich der größte See Bayerns ist. Ihm folgt an fünfter Stelle der Lebasee in Pommern mit 73,6 Quadratkilometer Oberfläche. Nun folgt der Schwerinersee in Mecklenburg mit 64 Quadratkilometer Fläche. Den siebenten Platz nimmt mit 57 Quadratkilometer der vielbesuchte Starnbergersee ein. Wenig kleiner ist dessen Zwillingsbruder, der Ammersee, lange Zeit das Aschenbrödel der Seen des bayrischen Voralpenlandes, mit 42,6 Quadratkilometer Oberfläche. Ihm schließen sich weiter an: der Madüsersee in Pommern mit 36, das Steinhuder Meer mit 32 und der Plönersee in Holstein mit 30 Quadratkilometer Oberfläche.

Von den Seen der deutschen Alpen hat der sagenumsponnene Walchensee einen Flächeninhalt von mehr als 16 Quadratkilometer. Kleiner sind die Seen des Alpenvorlandes: der Wagingersee mit 10, der liebliche Tegernsee mit 9, der anmutige Staffelsee mit 7 und der märchenhafte Kochelsee mit etwas mehr als 6 Quadratkilometer Oberfläche. Noch etwa 5 Quadratkilometer groß ist der majestätische Königssee. Mit dem malerischen Schliersee, dessen Wasserspiegel nur etwas mehr als 2 Quadratkilometer umschließt, wollen wir die Aufzählung beendigen.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich, wenn wir die vorgenannten Seen nach ihrer größten Tiefe gruppieren. Da marschiert an der Spitze der nach dem Volksglauben unergründliche Walchensee mit 196 Meter Höchsttiefe. Ihm steht wenig nach der Königssee mit 188 Meter. Den dritten Platz nimmt mit 123 Meter der Starnbergersee ein. Ihm folgt wieder der Ammersee, dessen größte Tiefe bei 78 Meter gelotet wurde. 73 Meter tief ist der Chiemsee, 71 Meter der Tegernsee, 66 Meter der Kochelsee. Nun schließt sich, erst an achter Stelle, an der Plönersee mit 60 Meter größter Tiefe. Weiter reihen sich an

der Schwerinersee mit 43, der Madüsersee mit 42, der Mauersee mit 38, der Schliersee mit 37, der Staffelsee mit 35, der Plauer- und Wagingersee mit je 27 und der Spirdingsee mit 22 Meter Höchsttiefe. Nur 22 Meter tief ist der Müritzsee, nur noch 5 Meter größte Tiefe hat der Lebasee, 3 Meter als letzter der Reihe das Steinhuder Meer.

Eine neue Reihenfolge ergibt sich, wenn man die Seen nach ihrer mittleren Tiefe ordnet. Leider kann diese Gruppierung auf absolute Richtigkeit keinen Anspruch machen, da im Müritzsee die Lotungen noch nicht abgeschlossen sind, und so die Mitteltiefe des nach dem Flächeninhalte größten deutschen Sees nicht bekannt ist. Die größte mittlere Tiefe hat mit 93 Meter der Königssee. Ihm schließt als zweiter sich der Walchensee mit 79 Meter an. Dann folgen die meisten der Seen des bayrischen Alpenvorlandes: der Starnbergersee mit 53, der Tegernsee mit 39, der Ammersee mit 37, der Kochelsee mit 29, der Schliersee mit 25 und der Chiemsee mit 24 Meter. Von den genannten Seen Norddeutschlands hat der Madüsersee mit 20 Meter die bedeutendste Mitteltiefe. 16 Meter beträgt dieselbe beim Wagingersee, je 13 Meter beim Plöner- und Schwerinersee und je 11 Meter beim Staffel- und Mauersee. Etwas mehr als 7 Meter mittlere Tiefe hat der Plauersee, mehr als 6 Meter beträgt dieselbe beim Spirdingsee. Ganz unbedeutende Mitteltiefen haben mit 2 beziehungsweise nur 1,5 Meter der Lebasee und das Steinhuder Meer.

Nachdem nun die mittleren Tiefen bekannt sind, ist am interessantesten wohl die Gruppierung nach der Wassermenge. Da ergibt sich als wasserreichster See innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches der Starnbergersee mit 3034 Millionen Kubikmeter Wasserinhalt. Selbst wenn man beim Müritzsee die größte Tiefe in Berechnung setzt, würde dieser mit 2932 Millionen Kubikmeter erst den zweiten Platz einnehmen. Weil aber dessen Mitteltiefe kaum so groß ist, so möge für ihn einstweilen eine solche von 10 Meter angesetzt und er nach dieser eingereiht werden. Die zweitgrößte Wassermenge enthält mit 2204 Millionen Kubikmeter der Chiemsee. Ihm folgt der Ammersee mit 1740 und diesem der Walchensee mit 1357 Mil-

lionen Kubikmeter. Nun, an fünfter Stelle, würde sich unter obiger Voraussetzung der Müritzsee mit 1333 Millionen Kubikmeter anreihen. Auf 1150 Millionen Kubikmeter beläuft sich die Wassermenge des Mauersees, auf 780 Millionen Kubikmeter jene des Spirdingsees und auf 726 Millionen Kubikmeter jene des Madüsersees. Der nur 517 Hektar große Königssee enthält die hierfür kolossale Wassermenge von 481 Millionen Kubikmeter. Beim Plönersee beträgt dieselbe 410, beim Tegernsee 362, beim Schwerinersee 351, beim Plauersee 303 und beim Kochelsee 200 Millionen Kubikmeter. Dieser nur 684 Hektar große See enthält eine weit größere Wassermenge als der mehr als zehnmal (7360 Hektar) große Lebasee mit 160 Millionen Kubikmeter. Ihm kommt fast gleich der nur 1006 Hektar große Wagingersee mit 157 Millionen Kubikmeter. 81 Millionen Kubikmeter Wasser enthält der Staffelsee, 54 Millionen der Schliersee. Dieser nur 219 Hektar große See enthält eine um 6 Millionen Kubikmeter größere Wassermenge als das 3200 Hektar große Steinhuder Meer, welches mit 48 Millionen Kubikmeter von allen vorgenannten Seen den geringsten Wassergehalt hat.

Addiert man die Flächenausdehnungen der vorgenannten Seen, so ergibt sich die Summe von 877 Quadratkilometer. Das ist eine Fläche, welche etwas größer ist, als etwa erst der hundertste Teil der Oberfläche des größten Süßwassersees der Erde, des Oberen Sees in Nordamerika, der nach den neuesten Angaben allein 81,000, nach anderen sogar 83,000 Quadratkilometer groß ist. Mit dem Festlande verglichen, kommt die oben genannten Fläche ungefähr jener des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, das 862 Quadratkilometer groß ist, gleich. Die Gesamtwassermenge aller dieser Seen beziffert sich auf 14,934 Millionen Kubikmeter oder 149,340 Hektoliter. Gewiß eine gewaltige Wassermenge! Sie würde hinreichen, ganz Deutschland mit 540,657 Quadratkilometer Flächeninhalt (als Ebene mit Steilrändern gedacht) nicht ganz 3 Zentimeter hoch mit Wasser zu überdecken.

So groß die vorstehenden Zahlen an sich erscheinen, so klein sind sie im Vergleich zu anderen Seen des europäischen

Festlandes. So hat der Bodensee, der außer deutschen Ufern auch noch österreichische und schweizerische bespült, allein eine Flächenausdehnung von 538 Quadratkilometer, ist also mehr als viermal so groß als der Müritzsee. Dazu hat dieser Riese bei einer Höchsttiefe von 252 Meter eine mittlere von 90 Meter, übertrifft also auch hierin alle anderen vorgenannten Seen. Sein Inhalt beziffert sich auf nicht weniger als 48,440 Millionen Kubikmeter, das ist allein mehr als das Dreifache der Gesamtwassermenge aller angeführten Seen. Gewaltiger noch sind die Zahlen beim Genfersee. 582 Quadratkilometer beträgt seine Flächenausdehnung, 310 Meter seine größte und 154 Meter seine mittlere Tiefe. Das ergibt einen Inhalt von 89,900 Millionen Kubikmeter.

Welch ungeheure Wassermengen erst die Riesenseen der Erde, wie zum Beispiel der Huronsee in Nordamerika oder der Baikalsee in Asien, die bei Flächenausdehnungen von 62,000 beziehungsweise 34,200 Quadratkilometer mittlere Tiefen von 230 beziehungsweise 250 Meter aufweisen, in sich bergen müssen, davon kann der Menschengeist sich kaum eine rechte Vorstellung machen. Friedrich Glaser.

Zunftunwesen. — Namentlich in Frankreich förderte das Zunftwesen höchst ergötzliche Dinge zutage. So mußte erst ein Spruch des Parlaments einen bereits dreihundert Jahre dauernden Prozeß dahin entscheiden, daß die Schneider als Kleiderfutter niemals einen schon gebrauchten Stoff verwenden durften, weil dies den Trödlern Schaden bereite. Die Schneider hingegen erlaubten nicht, daß die Frauen die Kleider ihrer Angehörigen selbst ausbesserten.

Ein Pariser Schlosser erfand die Nestelstifte; man machte ihm einen fünfzehn Jahre dauernden Prozeß deshalb, und erst im Jahre 1398 wurde es dem Publikum gestattet, die Schuhe in dieser bequemen Weise schließen zu dürfen.

Mit Stoff überzogene Knöpfe gestatteten die Knopfmacher nicht, und sie brachten es dahin, daß das Parlament den Polizeibeamten befahl, solche Knöpfe dem Publikum auf der Gasse von den Kleidern zu trennen. Ein Tuchfabrikant, der das Färben der Leinwand erfand, kam auf die Galeere, und den

Frauen, welche Kleider von gefärbter Leinwand trugen, wurden dieselben von den Zollwächtern vom Leibe gerissen.

Die Theater lagen in fortwährendem Prozeß miteinander; in diesem sollte nicht gesungen, in jenem nicht gesprochen werden, kurz, Privilegien und Zunftzwang lasteten in entsetzlicher Weise auf Frankreich. C. T.

Die Gedenktafel am Sustenpaß. — Die Sustenstraße im Berner Oberland verbindet Meiringen mit der Gotthardbahn-



K. Eichhorn phot.

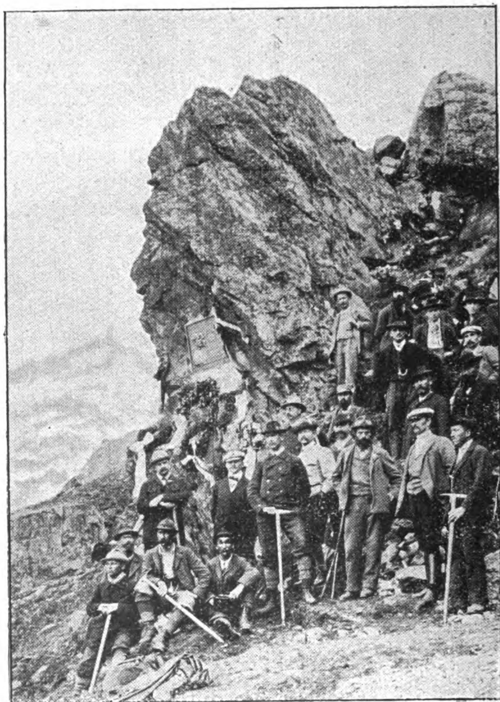
Der Denkstein am Sustenpaß.

station Wasen und bildet eine Abzweigung der Grimselstraße, die das Haslital mit dem Oberwallis verbindet. Für den Bergsteiger ist sie der Zugang zum Firnplateau des gewaltigen Steingletschers, von dem aus das 3512 Meter hohe Sustenhorn bestiegen wird, eine beschwerliche, aber wegen der prächtigen Aussicht sehr lohnende Unternehmung.

Der Weg bis zum Bergwirtshaus „am Stein" auf der Steinalp führt an den schauerlichen Abgründen der Felswildnis „Hölle" vorbei. Sie liegt 1860 Meter hoch, während der Sustenpaß an dem großen Steingletscher vorbei auf eine Höhe von 2262 Meter hinaufführt, von wo sich der Pfad in zahl-

reichen Windungen über die Sustenalp in das geröllreiche Meiental senkt.

Am Sustenpaß sind vor mehreren Jahren die bekannten



Karl Eichhorn in Luzern phot.

Die Einweihung der Gedenktafel zur Erinnerung an Dr. G. Mönnichs und Dr. R. Ehlert.

Alpinisten Dr. Gustav Mönnichs und Dr. Reinhold Ehlert aus Straßburg verunglückt. Ihre zahlreichen Freunde und Verwandten haben ihnen gemeinsam an der Unglückstätte eine Gedenktafel mit ihren Reliefbildern gestiftet, die der Felswand eingefügt wurde. Unser zweites Bild zeigt auch die Ver-

sammlung, die zur feierlichen Einweihung des Denksteins eingetroffen war.

Beherzigter Wink. — Ludwig Uhland wurde von den Studenten der Tübinger Universität mit schwärmerischer Begeisterung verehrt, und die akademische Jugend ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den berühmten Dichter auf diese oder jene Weise zu feiern. So hatte sich im Jahre 1857 der Brauch bei den jungen Musensöhnen eingebürgert, nachts, wenn sie von der Kneipe kamen, vor Uhlands Haus zu ziehen und daselbst dessen herrliches Lied anzustimmen: „Wenn heut ein Geist herniederstiege.“ Sie begnügten sich indessen nicht damit, nur eine Strophe des Liedes zu singen, sondern brachten mit edler Gewissenhaftigkeit stets alle sieben Strophen zum Vortrag und hielten damit dem greisen Dichter Nacht für Nacht den Schlaf fern, wenn auch in der besten Absicht, ihm hierdurch eine Ehrung zuteil werden zu lassen.

Uhland, dem dies oft sich wiederholende Ständchen mit der Zeit auf die Nerven zu fallen begann, sann nun auf Abhilfe, die sich denn auch gar bald fand. Er lud eine Anzahl Studenten zu einem frugalen Abendbrot in sein Haus, bewirtete hier die jungen Leute aufs beste und ließ es auch an guten Getränken nicht fehlen. Der Wein löste bald die Zungen der Studenten; allerlei Lieder stiegen, und endlich sang man auch das beliebte „Wenn heut ein Geist herniederstiege“.

Der greise Dichter hörte das Lied lächelnd bis zu Ende an, erhob sich dann und dankte in längerer Rede für die ihm bereitete Ehrung. Aber, meinte er schließlich, das Lied wolle ihm gar nicht mehr recht gefallen. Es sei um viele Strophen zu lang, und wenn er es noch einmal zu schreiben hätte, so würde er es ganz entschieden weit kürzer halten.

Ein allgemeiner Sturm erhob sich, und man drang von allen Seiten in ihn, doch die Gründe hierfür anzugeben. Uhland wiegte den Kopf hin und her, dann sagte er freundlich: „Ja, sehen Sie, meine Herren, dieses Lied kostet mich jede Nacht meinen besten Schlaf. Wäre es kürzer, so könnte ich bälder wieder einschlafen.“

Von nun an blieb der Schlaf Ludwig Uhlands ungestört,

denn die Studenten hüteten sich wohl davor, ihn wieder wachzusingen. O. L.

Lohnender Gemüsebau in kleineren Hausgärten. — Beim Lesen der Überschrift denkt vielleicht der eine oder der andere Gartenfreund, wir wollten eine Abhandlung darüber bringen, wie es sich ermöglichen lasse, das im Garten gebaute Gemüse möglichst vorteilhaft auf dem Markt zu verkaufen. Davon kann keine Rede sein, denn ein solcher Gemüsebau muß dem Berufs- und Handelsgärtner überlassen werden; vielmehr soll unter der lohnenden Bearbeitung des Hausgartens jene Einteilung und Bewirtschaftung verstanden werden, welche bei verhältnismäßig beschränktem Raume doch den Boden voll ausnützt und sichere und reichliche Erträge bringt.

Dazu gehört in erster Linie, daß die Beete vorteilhaft eingeteilt, bearbeitet und verwendet werden, und daß vom Gartenfreund nur solche Gemüsearten angebaut werden, welche ihn in seinen Erwartungen nicht enttäuschen.

Durch das Wachsen, Blühen und Reifen der zum Genuß dienenden Gartengewächse werden dem Boden bedeutende Nährstoffe entzogen, die ihm wieder zugeführt werden müssen, wenn er auf die Dauer seinen Verpflichtungen genügen oder wie der Gärtner sagt, nicht verarmen will. Es heißt also vor allem gut düngen, dem Boden möglichst schon im Spätherbst und Winter solche Bestandteile mitteilen, die imstande sind, die entzogenen Nährstoffe zu ersetzen.

Von allen Stalldüngerarten ist der beste der vom Rindvieh; wer sich ihn beschaffen kann, bietet seinem Garten den besten Dung; er lockert, wärmt und kräftigt den Boden. Geringwertiger sind Pferde-, Ziegen- und Schweinedung. Sehr vorteilhaft ist auch Geflügeldünger. Man verwendet ihn entweder flüssig in Wasser aufgelöst oder gut getrocknet und fein zerkleinert zum Obenaufstreuen vor dem Bestellen der Beete.

Kein Garten sollte ohne Komposthaufen sein, denn Komposterde bietet den einfachsten, billigsten und dabei nahrhaftesten Dung dar. An einer entlegenen und versteckten Stelle des Gartens schichtet man alle Abfälle des Gartens, Unkraut, Laub, Wurzelabfälle, ferner die Abfälle des Haushaltes wie

Kehricht, Gemüseteile, Federn, Asche, Ruß auf, übergießt sie mit Spül- und Seifenwasser und mengt dem Ganzen von Zeit zu Zeit ungelöschten Kalk bei, damit die Zersetzung befördert wird. Die Verwendung der Komposterde findet am geeignetsten in der Weise statt, daß sie auf das bedürftige Land, wenn es nicht bebaut ist, im Herbst und während des Winters ausgebreitet und untergegraben wird. Sehr zu empfehlen ist auch die Düngung mit Wasser, in welchem Hornspäne oder der bei allen großen Gärtnerfirmen erhältliche künstliche Gartendünger aufgelöst ist.

Es ist nicht unbedingt notwendig, daß jedes Beet nach dem Abernten vor einer neuen Bestellung erst wieder gedüngt wird. Da eine ausreichende Düngung mehrere Jahre wirkt, im ersten am kräftigsten, und da man ferner Gemüsearten hat, die zur Entwicklung und Ausbildung einen reichen Nahrungszufluß verlangen, andere, bei denen es in geringerem Maße der Fall ist, und endlich solche, die in jedem kräftigen Boden ohne vorhergehende Düngung gedeihen, so hat man im Gemüsebau eine Aufeinanderfolge der einzelnen Arten zu beachten, welche als „Wechselwirtschaft“ bezeichnet wird. Man läßt in geregelter Weise während eines bestimmten Zeitraumes die Gemüsearten nach ihren Ansprüchen an die Bodenkraft aufeinanderfolgen. Zu diesem Zwecke baut man nach jeder frischen Düngung solche an, welche starke Anforderung an die Bodenkraft stellen. Dahin gehören die Kohlarten, Kohlrüben, Kopfsalat, Endivien, Spinat, Meerrettich, Rhabarber, Gurken, Sellerie, Porree, Schnittpetersilie, welche als stark zehrende Gewächse bezeichnet werden und nach jeder Düngung die erste Tracht bilden. Auf diese folgen als zweite Tracht die mäßig zehrenden Gewächse wie Pastinaken, Wurzelpetersilie, Salatrüben, Mairüben, Karotten, Rettiche, Radieschen, Zwiebeln, Frühkartoffeln, Schwarzwurzeln und die meisten Gewürzkräuter. Am bescheidensten sind die Hülsenfrüchte wie Bohnen, Erbsen, Linsen, welche deshalb auch als wenig zehrende Gewächse bezeichnet und bei einigermaßen guten Bodenverhältnissen als dritte Tracht gebaut werden. Um Mißernten oder Fehlerträge zu vermeiden, halte man an der Regel

fest, daß man so wenig als möglich, selbst mit frischer Düngung, dieselbe Gemüseart im zweiten Jahre auf demselben Platze anbaut, sondern daß man einen Wechsel in der Fruchtfolge bevorzugt.

Viele Gemüsearten nehmen in ihrer ersten Entwicklung nur einen geringen Raum ein, verlangen jedoch zu ihrer späteren Ausbildung einen um so größeren, weshalb sie gleich in der richtigen Entfernung ausgesät oder ausgepflanzt werden müssen. Die anfänglich großen Zwischenräume, welche längere Zeit leer bleiben, können bei guten Bodenverhältnissen zum Anbauen solcher Sorten benützt werden, welche in kürzerer Zeit ihre Ausbildung erreichen und höchstens die gleichen, besser aber geringere Ansprüche an die Bodenverhältnisse machen als die Hauptfrucht. Das Land muß aber in guter Tragkraft sein, an Dünger darf nicht gespart werden. So zieht man zwischen Kohlarten, Gurken, Sellerie den Kopfsalat, der meistens nur als Zwischenfrucht gebaut zu werden pflegt, zwischen Möhren und Petersilie, auch Steckzwiebeln und Radieschen, zwischen Kohlarten frühe Kohlrabi oder Spinat in Reihen gesät; zwischen Erbsenreihen Spinat, auf Spargelbeeten Dill, Fenchel, Boretsch oder andere einjährige Gewürzkräuter. Petersilie kann man auch im Winter sich pflückbar erhalten, wenn man vor Eintritt von Schneefall oder starkem Frost sie überdeckt, so daß sie nicht gedrückt wird und immer zugänglich bleibt.

Außer der nötigen Dungkraft des Bodens und der diesem entsprechenden Wahl der Gemüsearten gehört zum lohnenden Gemüsebau die richtige Schätzung der Jahreszeit, in welcher der Same ausgesät werden muß. Wollte jemand zum Beispiel Karottensamen im Mai, und Gurkenkerne im März aussäen, so würde er bei beiden keinen Erfolg erzielen. Die Karotten würden erst im Spätherbst zu ernten sein, während die Gurkenkerne erst keimen würden, wenn der Erdboden die genügende Wärme ausstrahlt, auch würden die jungen Pflänzchen unter Umständen erfrieren müssen.

Im allgemeinen gilt allerdings als Regel, den Boden so schnell als möglich nach dem Abtrocknen von Winterfeuchtigkeit

zu bearbeiten, aber ohne ausreichende Bodenwärme gedeiht keine Pflanze. Der Boden muß recht tief gegraben und tüchtig gelockert werden. Bei hartem Boden bilden Wurzelgemüse keine Pfahl-, sondern viele Seitenwurzeln, und die Erträge vermindern sich dementsprechend.

Zu den ersten Aussaaten im Gemüsegarten gehören Erbsen, Schwarzwurzeln, Zwiebeln, Spinat, Radieschen, Salat, Sommerrettiche, Küchenkräuter. Die Frage, ob man in Reihen oder breitwürfig aussäen solle, richtet sich nach dem vorhandenen Raume, immerhin ist im allgemeinen Reihensaat vorzuziehen, weil man zwischen den Reihen bequemer den Erdboden lockern und das Unkraut entfernen kann.

Der kluge Gartenfreund wird im Laufe der Zeit die Beobachtung machen, daß manche Gemüsearten sich für seinen Garten weniger eignen. Das ist zum Beispiel bei Blumenkohl, Kopfkohl, Wirsing und Sellerie der Fall. Die Kohlarten leiden zuweilen an der Hernie, der sehr gefährlichen Kohlwurzelkrankheit, oder werden durch Raupen heimgesucht, der Sellerie findet oft nicht den ihm zuträglichen tiefgründigen und feuchten Standort. In solchen Fällen ist es immer ratsam, solche Gemüse auf dem Markt zu kaufen und an ihrer Stelle Arten zu bauen, die nicht versagen und für den Küchenhaushalt der Familie sichere Erträge liefern. Derartige Gemüse, auf deren Ernte man sicher rechnen kann, sind Spinat, Erbsen, Schwarzwurzeln, Kohlrabi, Zwiebeln, Bohnen. Gurken sind auf dem Markt viel billiger zu haben, als man sie mit Mühe und Arbeit im Garten heranziehen kann. Man spricht mit Recht von „Gurkenjahren", das heißt solchen, in denen das Wetter das Gedeihen der Gurken besonders begünstigt.

Kohlpflanzen, auch Kohlrabi, werden am besten vom Gärtner gekauft, wenn auch die Anzucht der Pflanzen, falls der Same zeitig im Frühjahr auf ein sonniges Beetchen ausgesät wird, im allgemeinen nicht schwierig ist. Kohlrabi- und Salatpflanzen werden als Einfassung an die Ränder der Gurkenbeete gebracht; wenn die Gurken zu ranken beginnen, sind Kohlrabiknollen und Salatköpfe bereits zur Ernte reif. Eine sehr zu empfehlende Kohlart ist der Rosenkohl. Er ver-

sagt, wenn er nur einigermaßen einen passenden Standort hat, in den seltensten Fällen und liefert im Herbst die sehr schmackhaften Röschen, die man abpflücken und über den Winter aufbewahren und verwenden kann. Dasselbe gilt auch von den „Spargeln des Winters“, den Schwarzwurzeln oder Skorzoneren, deren Anbau sehr einfach ist, und deren Ernte nie versagt, wenn der Boden nur einigermaßen locker und dungkräftig ist.

Zum lohnenden Gemüsebau gehört auch, daß der Gartenfreund die nach der ersten Ernte freigewordenen Sommerbeete zu einer zweiten Tracht ausnützt. Natürlich muß der Boden dann nochmals gründlich gelockert und bearbeitet werden. Man wählt dazu die abgetragenen Beete von Erbsen, Spinat, Frühkartoffeln und Kohlrabi. Sehr empfiehlt sich, eine zweite Aussaat von Buschbohnen, welche dann im September eine gute Hülsenernte liefern, zu veranstalten. Auch Radieschen und Spinat gedeihen ebensogut wie Rapunzchen. Ernten kann man in zweiter Tracht auch Spätkohlrabi, Rosenkohl, Herbstblumenkohl, Porree. Wo es irgend angängig ist, werden auch die Ränder der Gemüsebeete mit verwendet. Man zieht dort Schnittlauch, Kresse oder bepflanzt sie mit den den ganzen Sommer über tragenden rankenlosen Monatserdbeeren, die jetzt allenthalben viel Anklang gefunden haben, weil sie die würzigen Früchte der Walderdbeeren ersetzen. Alle zwei Jahre müssen sie allerdings umgepflanzt werden. R. R.

Solche, die nichts lesen wollen. — Daß gerade die größten Bücherschreiber zugleich die größten Bücherfeinde sein können, hat eine Anzahl berühmter französischer Schriftsteller bewiesen, was ihr geistvoller Landsmann und Kollege Sainte-Beuve (1804—1869) durch die Bemerkung zu erklären sucht: „Sobald die großen Schriftsteller zu Ruhm gelangt sind, lesen sie nur noch sich selbst, und nichts anderes als sich selbst.“

Tatsächlich aber lesen sie häufig auch nicht einmal sich selber, indem es vorkommt, daß sie alles andere eher und lieber als gerade Bücher um sich dulden.

Schon der beredteste Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Jean Jacques Rousseau (1712—1778), hat in seinem

berühmten Buche über die Erziehung den denkwürdigen Ausspruch getan: „Ich hasse die Bücher, weil sie uns nur lehren, von dem zu reden, was wir nicht verstehen.“

Eine geradezu unüberwindliche Abneigung gegen alles, was „Buch“ heißt, besaß der sonst so vielseitige Chateaubriand (1768—1848), der glücklich darüber war, daß in seiner Pariser Wohnung es keinen Raum und keinen Platz für eine Bibliothek — in seinen Augen „Mottenfänger“ — gab, weshalb er sich genötigt sah, im Bedarfsfalle der allgemeinen Büchersammlungen sich zu bedienen, um etwas nachzuschlagen. Sagt man doch, daß er nicht einmal eine vollständige Ausgabe seiner eigenen Werke besessen habe.

Nicht viel anders machte es Lamartine (1790—1869), der ein so ausgesprochener Feind des Lesens war, daß er selber zugab, er habe überhaupt nicht vor seinem fünfzigsten Jahre begonnen, sich mit Lektüre zu beschäftigen. Auch Viktor Hugo (1802—1885), soll so wenig gelesen haben, daß von ihm behauptet wird, er habe nicht ein einziges Buch sein eigen genannt.

Daß auch die „Modernen“ zuweilen nichts lesen wollen, hat unter anderem in sehr drastischer Weise Zola bewiesen, der außer seinen alten Schulbüchern kein einziges Buch besaß. Seine Erklärung dafür lautete, er hätte keine Zeit zum Lesen, weil er zuviel schreiben müsse.

Da sind wir Deutschen freilich andere „Bücherwürmer“, und mit Recht. K. R.

Frauen als Taucher. — Der Beruf eines Tauchers ist einer der schwersten und gefährlichsten. Nur besonders kräftige Männer sind dazu geeignet, und auch diese können nur eine verhältnismäßig kurze Zeit dabei aushalten. Das Tragen des schweren Taucheranzuges, der Druck des Wassers, der das Arbeiten beträchtlich hemmt, die immerhin nur beschränkte Zuführung von frischer Luft — das alles stellt an die Leistungsfähigkeit eines Tauchers hohe Anforderungen. Dazu verlangt das Arbeiten unter Wasser Umsicht und Kaltblütigkeit, da oft genug unvorhersehbare Umstände eintreten, die das Leben des Tauchers gefährden. Bei solchen Gelegenheiten kann nur kluge

Entschlossenheit und schnelle Ausnützung des Augenblicks Hilfe und Rettung bringen. Man sollte daher denken, daß dieser Beruf den Frauen recht wenig zusagt. Gleichwohl haben sich jetzt ihm einige Engländerinnen gewidmet.



Fräulein Britland vor dem Hinabsteigen ins Wasser.

Den Anfang machte Fräulein Mitchell, die Stieftochter des Tauchers auf den Tilburydocks in London, der nun zwei andere junge Mädchen, Britland und Ward, gefolgt sind. Diese waren, bevor sie sich dem Taucherberuf zuwandten, in



Fräulein Ward legt den Taucheranzug ab.

dem Putneykrankenhaus in London als Wärterinnen beschäftigt. Nachdem sie einen theoretischen und praktischen Unterrichtskursus durchgemacht, haben sie jetzt auf den Tilburydocks ihr Examen abgelegt, bei dem sie 10 Meter unter den Wasserspiegel der Themse hinabstiegen und alle ihnen aufgetragenen Arbeiten befriedigend verrichteten.

Auf jeden Fall steht fest, daß die Frauen, die den Taucherberuf ausüben, keineswegs empfindlich sein dürfen, denn ihr Beruf stellt schwere Anforderungen an ihre körperliche wie geistige Kraft. Th. S.

Rettende Ohrfeigen. — Im Jahre 1847 reiste der ungarische Justizminister Balthasar Horvath durch ein südungarisches Dorf oder vielmehr er kam zu Fuß dorthin, während sein Wagen, der einen weiten Umweg zu machen hatte, eine halbe Stunde nachgefahren kam. Horvath hatte am Eingang des Dorfes das Verbot des Rauchens übersehen, und so fiel er und seine Pfeife dem Dorfrichter in die Hände. Da er auch keinen Paß bei sich führte, so wurde er ohne weiteres an die Prügelbank geführt, um die ihm zudiktierten „Fünfundzwanzig“ sofort in Empfang zu nehmen.

„Warum verurteilst du mich?“ fragte Horvath.

„Darum,“ antwortete der Richter, „weil du erstens in einem ungarischen Herrendorfe aus deiner Pfeife zu rauchen wagst, zweitens keinen Paß hast und drittens dich für einen ungarischen Edelmann auszugeben wagst, während du doch nur ein nichtsnutziger Landstreicher bist.“

Jetzt entspann sich ein heftiger Wortwechsel, der damit endete, daß Horvath dem Dorfrichter mit der ganzen Kraft seines aufs höchste gereizten Manneszornes zuerst eine Ohrfeige von rechts und dann auch eine von links versetzte.

„Laßt ihn los,“ schrie jetzt der Richter den heranstürzenden Panduren zu, „er ist wirklich ein ungarischer Edelmann, denn wenn er kein ungarischer Edelmann wäre, wie würde er es wagen, einen Dorfrichter zu ohrfeigen!“

Dieser Vorgang wurde damals viel belacht, und als die Justizreform, die Minister Horvath eingeleitet hatte,

durchging, sorgte er dafür, daß die Prügelstrafe wesentlich eingeschränkt wurde. Hätte er sie doch beinahe selbst zu kosten bekommen. C. T.

Etwas vom Fischadler. — Das tägliche Leben der Fischadler verläuft in sehr geregelter Weise. Ziemlich spät am Tage verläßt das Paar seinen Horst und fliegt nun, eine bestimmte Straße mit großer Genauigkeit einhaltend, dem oft sehr entfernten Gewässer zu, um hier Fischfang zu treiben. Die langen Schwingen setzen den Fischadler in den Stand, weite Strecken mit Leichtigkeit zu durchfliegen. Er schwebt zuerst in beträchtlicher Höhe dahin, senkt sich dann, über dem Wasserspiegel angekommen, tiefer herab und beginnt nun seine Fischjagd. Aber solange die Gewässer dampfen, erscheint er nicht über ihnen, weil er durch den aufsteigenden Dunst im Sehen behindert wird.

Er kommt kreisend an, versichert sich durch sorgfältiges Spähen von der Gefahrlosigkeit, senkt sich nieder und streicht nun in einer Höhe von ungefähr zwanzig Meter über dem Wasser auf und nieder, hält auch wohl zeitweise still, um einen etwa erspähten Fisch fester ins Auge zu fassen, und stürzt dann mit weit vorgestreckten Fängen in etwas schiefer Richtung mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit auf das Wasser nieder, verschwindet unter den Wellen, arbeitet sich aber rasch wieder empor.

Seine eigentümliche Jagd erklärt es, daß er in vielen Fällen fehlstößt; deshalb leidet er aber durchaus keinen Mangel, denn er läßt sich durch wiederholtes Mißgeschick keineswegs abschrecken. Im glücklichen Falle schlägt er beide Fänge mit solcher Gewalt in den Rücken eines Fisches, daß er nicht imstande ist, die Klauen augenblicklich wieder auszulösen. Nicht selten gerät er daher aber auch in Lebensgefahr oder findet wirklich seinen Untergang, indem ihn ein zu schwerer Fisch mit sich in die Tiefe zieht und ertränkt. An den ihm abgejagten Fischen hat man beobachtet, daß er stets zwei Zehen auf der einen, zwei Zehen auf der anderen Seite des Rückens einschlägt. Die gefangene Beute hebt er, falls er sie mit Leichtigkeit tragen kann, hoch in die Luft und schleppt sie weit mit sich fort,

am liebsten dem Walde zu, um sie hier in aller Sicherheit zu verspeisen. Schwerere Fische schleift er wenigstens bis an das Ufer, oft mit großer Mühe. Von der Beute verzehrt er nur die besten Bissen, alles übrige läßt er liegen. Nächst dem Fischotter ist der Fischadler der größte Feind einer geordneten Teichwirtschaft und allen Fischereibesitzern aus diesem Grunde verhaßter als jeder andere Raubvogel. K. Sch.

Der Edelmann aus Versehen. — Bei dem Attentat des Studenten Karakasow auf den Zaren Alexander II. am 16. April 1865 befand sich unter der Menge auch ein Mützenmachergeselle namens Ossip Iwanowitsch Kommissarow. Dieser Kommissarow, der Sohn eines Sträflings, war vor Schreck über den dicht neben ihm abgegebenen Schuß des Attentäters ohnmächtig zu Boden gesunken.

Erst einige Minuten nachher bemerkte der General Totleben den noch immer betäubt am Boden Liegenden, und es bildete sich schnell die Legende, Kommissarow habe den Arm des Schießenden beiseite geschlagen und so den Kaiser gerettet. Als Kommissarow zur Besinnung kam, stand er in einem glänzenden Saal des Winterpalastes, wurde vom Kaiser umarmt, von Generalen geküßt und erfuhr, daß er nunmehr ein Edelmann sei und Ossip Iwanowitsch v. Kostromsky heiße, weil er aus dem Gouvernement Kostroma gebürtig war.

Die nächsten Monate vergingen dem glücklichen Unglücklichen wie in einem wüsten Traume. Er lebte in einer prachtvollen Wohnung, und wenn er sich auch vormittags die notwendigste Dressur im Lesen- und Schreibenlernen gefallen lassen mußte — sobald diese Folterstunde vorüber war, wurde er von einem Festmahl zum anderen, von diesem Balle zu jenem geschleppt und überall überschwenglich gefeiert.

Eine heraldische Kuriosität bildet das Wappen, das dem angeblichen „Kaiserretter“ damals durch Ukas vom 21. April 1865 verliehen wurde. Es zeigt in goldenem Felde einen blaubekleideten Arm, der eine vielköpfige schwarze Hydra erwürgt, im Schildeshaupt aber eine goldene Galeere in blauem Felde. Die Helmzier besteht aus einem Engel, der eine Scheibe mit

der gekrönten kaiserlichen Initiale hält, und die Wappendevise lautet zu deutsch: „Durch die Hand der Vorsehung.“

Übrigens zerstörte der ehrliche Kommissarow, dem die unverdienten Ehren höchst lästig waren, die Legende seiner Heldentat selbst sehr bald. Er veranlaßte eine nüchterne Untersuchung, wodurch die Tatsachen festgestellt wurden. Nun wurde der neugebackene Edelmann als Offizier in eine entfernte Garnison abgeschoben, wo er im Jahre 1878 als Stabsrittmeister seinen Abschied nahm und 1885 starb. W. v. B.

Versetzende Herrscher. — König Milan von Serbien hat mehr als einmal seine wertvollsten Orden dem Wiener Leihhause auf längere Zeit zur Aufbewahrung anvertrauen müssen, wenn es sich darum handelte, Spielschulden zu bezahlen. Kaiser Franz Joseph war es dann oft, der dem König Milan aus der Verlegenheit half. Auch an den Zaren Alexander III. wandte sich Milan mit Vorliebe, wenn er sich in Bedrängnis befand. Von diesem soll er einmal eine große Summe erhalten haben, für die er ihm ein Gut bei Belgrad verpfändete. Als aber Zar Alexander sich seine Bürgschaft näher besah, stellte sich heraus, daß das Gut wohl vorhanden war, leider aber nicht dem König Milan gehörte.

Die verstorbene Königin Isabella von Spanien pflegte ebenfalls in Geldverlegenheiten ihre Zuflucht zum Leihhause zu nehmen. Es war den Damen des Hofes eine bekannte Tatsache, daß, wenn die Finanzen der Königin besonders schlecht waren, regelmäßig die beiden Velazquezbilder auf einige Zeit verschwanden, die die Königin besaß. Sie pflegte auch ganz unverhohlen zuzugeben, daß die Bilder, welche zwei ihrer Ahnen darstellten, die Aufgabe hätten, sie aus ihren Geldnöten zu befreien. Für jedes Bild soll sie gewöhnlich ein Darlehen von fünfundsiebzigtausend Franken erhalten haben. Wenn sie nicht ganz so viel Geld nötig hatte, pflegte sie ihre Diamanten zu versetzen, und auch daraus machte sie kein Geheimnis. O. v. B.

Ein findiger Baumeister. — Nicht bloß in der Gegenwart wird schnell gebaut, auch in früheren Zeiten wurden große Gebäude mit überraschender Schnelligkeit und dabei meist in

soliderer Weise als heutzutage fertiggestellt. So wurde im Jahre 1781 das prachtvolle Theater Porte St. Martin zu Paris von dem Architekten Louis in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Monaten erbaut.

Das alte Opernhaus war kurz zuvor abgebrannt, und es mußte für die Unterbringung der Großen Oper so schnell als möglich Sorge getragen werden. Dies war der Grund, weshalb der Bau der Porte St. Martin sofort in Angriff genommen wurde und so große Eile erforderlich machte. Man hatte dem Architekten zur Fertigstellung drei Monate zugestanden. „Gebt mir die nötigen Kräfte," sagte er, „und ich stelle das Gebäude in zwei Monaten fertig."

Er hielt in der Tat Wort. Der Vertrag wurde unterzeichnet. Louis verlangte, daß man ihm vorläufig dreihundert Arbeiter zur Verfügung stelle. Man bewilligte ihm die doppelte Anzahl, darunter vierhundert Zimmerleute. Der Architekt ließ nun zuvörderst durch zweihundert Erdarbeiter den Boden aufgraben, abstecken und festschlagen. Darüber ging die erste Nacht hin. Inzwischen waren zweihundert Zimmerleute in Eilwagen nach Fontainebleau gefahren, eine gleiche Anzahl begab sich nach St. Germain, um daselbst das Bauholz herzurichten. Es war am dritten Tage um vier Uhr nachmittags, als der erste Wagen mit Bauholz in Paris anlangte. Dies waren die ersten Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Am fünften Tage machte sich der Architekt daran, den Plan für das Theater, den Saal usw. zu entwerfen. Am folgenden Morgen um acht Uhr fanden sich sämtliche Lieferanten ein, und der Architekt zeichnete nun den Plan zum Theater, sowie den zu dem Saale und den übrigen Abteilungen, den Zuschauerraum samt sämtlichen Sitzen, Logen, Foyers usw. auf. Nachdem sämtliche Anwesenden sich mit dem Entwurf einverstanden erklärt, wurde der Grund zu dem Gebäude gelegt.

Der Architekt teilte nun die Arbeiter in drei Abteilungen, von welchen jede acht Stunden arbeiten sollte, Tag und Nacht, die einen die anderen ablösend. Sechshundert Personen waren jederzeit beim Bau beschäftigt, dreitausendfünfhundert arbeiteten dafür in den verschiedenen Werkstätten; als täglicher Lohnsatz

waren für die Zimmerleute und Maurer zwölf Franken ausgesetzt, die Handlanger und gewöhnlichen Arbeiter erhielten für den Tag acht, für die Nacht neun Franken.

Nach achtundfünfzig Tagen war der Bau vollendet. Nun aber wurde seitens der Werkmeister eine Zeit von zwölf Tagen beansprucht, um das Gerüst fortzuschaffen. Sie stellten diese Forderung, wie sie vorgaben, um Unglücksfälle zu verhüten, die bei zu schneller Abtragung der Gerüste leicht entstehen könnten, in Wahrheit aber nur, um dem Architekten, von dem sie sich geschädigt glaubten, zu einer Konventionalstrafe zu verhelfen, die er, wenn die zwölf Tage zugestanden worden wären, unweigerlich wegen Überschreitung der ausbedungenen Zeit um neun Tage hätte zahlen müssen.

Allein Louis durchschaute ihre Absicht, er suchte in aller Stille um eine Kompanie Soldaten nach, erhielt diese, setzte eine große Menge von Stricken, Tauen und Seilen in Tätigkeit und riß in zwanzig Minuten das ganze Gerüst ein. In zwei weiteren Tagen war das mächtige Gebäude sowohl außen als innen fix und fertig.

Die gelegentlich seines hundertjährigen Bestehens im Jahre 1881 angestellte Untersuchung des Theaters hat ergeben, daß es trotz der Schnelligkeit, mit welcher es gebaut worden, doch an Festigkeit anderen mit größerem Zeitaufwande errichteten Gebäuden nichts nachgibt. D. C.

Etwas von der Mitgift. — Es ist nicht immer Sitte gewesen, daß jene Mädchen besonders begehrenswert erschienen, die die meiste Mitgift aufzuweisen hatten. In früheren Zeiten wurde die Mitgift direkt als nebensächlich betrachtet, der Hauptwert vielmehr auf gesellschaftliche Stellung und Charakter der Braut gelegt. So erscheint es uns kaum glaublich, daß im dreizehnten Jahrhundert der Herzog von Montmorency eine österreichische Gräfin heiratete, die ihm nicht mehr als dreihundertundzwanzig Franken mit in die Ehe brachte.

Vom sechzehnten Jahrhundert an begann jedoch bei einer Eheschließung auch mehr und mehr die Mitgift eine Rolle zu spielen. Je höher der Stand der Braut war, um so höher wurde die Mitgift verlangt. In einzelnen Gegenden wurde

die Mitgift in bestimmten Summen je nach Stand und Rang des Bräutigams festgesetzt. So konnte ein Arbeiter eine Mitgift bis hundertundfünfzig Franken beanspruchen. Ein Schneidermeister konnte je nach Größe seines Geschäftes tausend bis zweitausend Franken verlangen. Ein Bäcker hatte das Recht, eine Summe von dreitausend bis fünftausend Franken als Mitgift beanspruchen zu können. Ein Offizier konnte siebentausend bis fünfzehntausend Franken verlangen.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert galten fünfundzwanzigtausend bis fünfzigtausend Franken als eine genügende Mitgift auch für Personen von hohem Rang, aber immer größere Summen wurden von nun an als Mitgift ausgezahlt, die jetzt bei den Heiraten der Dollarprinzessinnen mit dem europäischen Adel nach vielen Millionen zählen. A. M.

Englische Armenhäuser. — In England lohnt es sich, arm zu sein, wenn man sich überwinden kann einzugestehen, daß man arm ist, und um Aufnahme in ein Armenhaus nachsucht. Freilich gibt es Leute genug, die dies nicht tun und lieber Hungers sterben. Es ist Tatsache, daß jährlich in London etwa vierzig Personen verhungern.

Wie gut man es als Armer in einem Londoner Armenhause hat, davon einige Beispiele. Ein reicher Mann namens Hammersmith hat den Armen einen Palast gebaut, der nicht weniger als zweihunderttausend Pfund Sterling gekostet hat. Allein die Fenster im Speisesaal dieses Armenhauses kosteten sechshundertundsechzig Pfund Sterling, und selbst im Hotel Cecil, im Savoyhotel, wo die amerikanischen Milliardäre absteigen, ist nichts Besseres zu finden. Übrigens muß das Essen, das diese Armen genießen, recht bekömmlich sein, sagte doch ein Beamter vor dem parlamentarischen Ausschuß aus, er habe dort nur Fleisch auftragen sehen, das er selbst sich in dieser Güte nicht leisten könne.

Es wäre also merkwürdig, wenn manche Menschen eine solche Gelegenheit, fröhlich ihr Dasein zu fristen, vorübergehen ließen. So ereignet es sich denn auch zuweilen, daß sich Insassen des Armenhauses als recht begüterte Leute entpuppen. Im Fulhamarmenhause entdeckte man einen „Armen“, der

zwanzig Jahre lang ein gemächliches Dasein in dieser friedlichen Stätte geführt und alle diese Jahre die Zinsen von fünfzehnhundert Pfund Sterling (dreißigtausend Mark) bezogen hatte. Der Mann, namens Stanton, war seines Zeichens Anstreicher gewesen und hatte sich mit obigem Kapital ins Armenhaus zurückgezogen, um dort als Gentleman dem Jüngsten Tage entgegenzuträumen. Aber das Jüngste Gericht ereilte ihn vor dem Jüngsten Tage. Er hatte am Vierteljahrsschluß wieder einmal seine Zinsen auf der Bank erhoben, betrank sich und plauderte im Rausch sein Geheimnis aus. Nun mußte er den Lebensunterhalt der verflossenen zwanzig Jahre nachbezahlen. Gerechte Strafe für seinen Betrug.

Ein anderer Herr dieser Art beglückte siebzehn Jahre hindurch das Armenhaus von Eton mit seiner Gegenwart. Eines Tages — es war am Abend nach dem Askotrennen — fand der Aufseher des Armenhauses eine große Summe im Besitz dieses Armen, der den Tag über Urlaub gehabt hatte, um angeblich seine Verwandten zu besuchen. Der Mann war aber vom Armenhause in eine Wirtschaft gegangen, wo er seit Jahren guter Kunde war, hatte hier seine Kleidung gewechselt, war dann als schneidiger Kavalier zu den Rennen gefahren und hatte sich dort mit Glück an den Wetten beteiligt. Auch ihm wurde das Handwerk gelegt. O. v. B.

Wie man in China Manuskripte ablehnt. — Außerordentlich zartfühlende Redakteure scheint man im himmlischen Reiche der Mitte zu besitzen, durch deren Abweisungsworte dem Einsender unbrauchbarer Arbeiten die erhaltene Pille so stark verzuckert wird, daß er alle Ursache hat, sich noch in hohem Grad geschmeichelt und geehrt zu fühlen.

Eine solche „dankende Ablehnung“ eines eingereichten Manuskriptes lautet nämlich in China zum Beispiel wie folgt:

„Berühmter Bruder der Sonne und des Mondes! Sieh auf Deinen Sklaven, der sich zu Deinen Füßen wälzt, der den Boden vor Dir küßt, und von Deiner Barmherzigkeit die Gnade zu leben und zu sprechen erfleht. — Wir haben Dein Manuskript mit Entzücken gelesen. Bei den Gebeinen unserer Ahnen schwören wir, daß wir niemals solch ein Meisterwerk

vorher gelesen haben. Würden wir es drucken, so würde Seine Majestät der Kaiser uns befehlen, uns für alle Zukunft nach ihm zu richten, und niemals wieder etwas zu drucken, was Deinem Werke nicht gleich käme, und da müßten wir wohl zehntausend Jahre auf ein ähnliches warten. — So schicken wir Dir denn mit zehntausend Entschuldigungen Dein Manuskript zitternd und zagend zurück. Siehe meine Hand zu meinen Füßen, und ich bin Dein Sklave!"

Mehr Höflichkeit kann man doch wahrhaftig nicht von einem Redakteur erwarten, der genötigt ist, ein Manuskript zurückzuweisen. Glückliches China! Glückliche chinesische Schriftsteller! K. R.

Es fehlt nichts. — Fritz Beckmann, der berühmte Wiener Komiker, erheiterte seine Umgebung auch außerhalb der Bühne durch den ihm innewohnenden Humor, wenn sich auch in seinen Witz bisweilen ein Unterton beißender Satire mischte. So hatte er einst während einiger Sommerwochen eine Kur in Karlsbad gebraucht, die, da sie sich wohl nicht für ihn eignete, nur den Erfolg gehabt hatte, daß sie viel Geld gekostet hatte. Als nun der Badearzt vor der Abreise des allezeit lustigen Mimen diesen fragte, wie er mit der Kur zufrieden sei, da entgegnete Beckmann mit liebenswürdiger Miene: „O, ich danke Ihnen, Herr Doktor, mir fehlt nichts, absolut nichts."

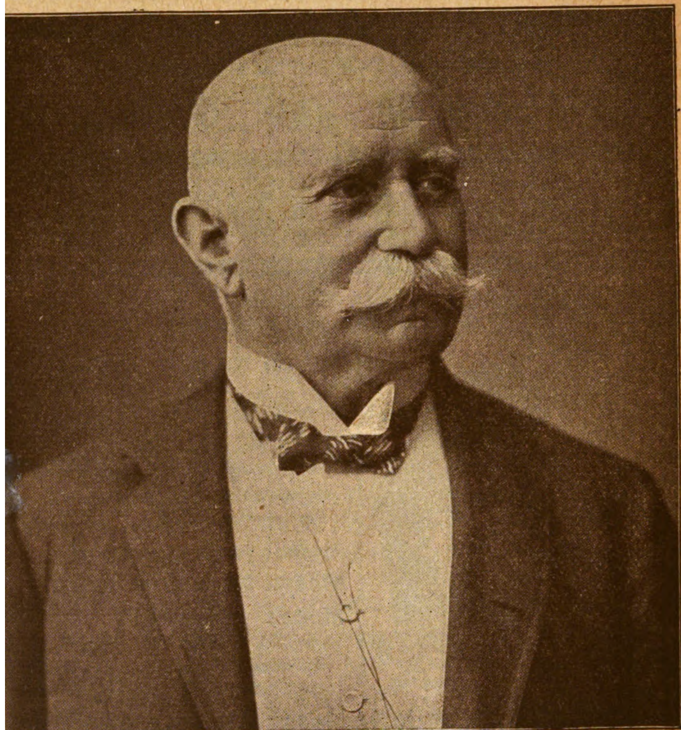
„Das ist ja höchst erfreulich," sagte schmunzelnd der Arzt, „so etwas hört man gern."

Beckmann nickte gedankenvoll und meinte dann gemütlich: „Ja, ja, es ist schon so, wie ich Ihnen sagte. Ich bin hergekommen mit Ohrensausen, das habe ich heute noch. Ich brachte Magenweh mit, das stellt sich immer noch pünktlich ein. Ich hatte Schmerzen in den Beinen, die sind auch noch da. Sie sehen also, von den Übeln, die ich mitbrachte, fehlt mir keines, ich nehme sie alle wieder mit nach Wien zurück."

Der Badearzt soll sich hierauf schleunigst empfohlen haben. O. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Das Zeppelinbuch

für die deutsche Jugend.

107 Seiten Text mit 15 Abbildungen.

In steifem Umschlag broschiert. **Preis 1 Mark.**

Mit diesem Buche bieten wir dem deutschen Volke, insbesondere der Jugend, ein Lebensbild des Mannes, der sich heute der größten Popularität erfreut, und gleichzeitig eine Schilderung seines Werkes, von den weit zurückliegenden ersten Anfängen an bis zu den weltbekannten Erfolgen unserer Tage. Das „Zeppelinbuch" erzählt dem deutschen Volke nicht allein vom Grafen Zeppelin als Mann der Tat und als Erfinder, sondern es rückt auch die vorbildlichen Charaktereigenschaften, die treue Gesinnung, die Ausdauer und Vaterlandsliebe dieses deutschen Mannes als leuchtendes Beispiel für die Jugend in helles Licht.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

